

Schweyz

Y

N° 01



ZIMMER MIT AUSSICHT:
Blick auf Schwyz vom Feldli aus

INHALT

MY NEIGHBOURHOOD

08 **„Die Mitte der Schweiz“**
– liegt mitten in Schwyz!

12 **„Die Honigmacherin“**
– Gabriele Batlogg über ihre gelb-schwarze Leidenschaft.

MY SCHWYZ

20 Ein Gespräch mit dem Ibacher **Oscar-Preisträger Xavier Koller** über seine Heimat Schwyz, das Filmemachen in Hollywood und wieso die Schwyzer Kantonalbank wichtig war, damit er seinen Oscar bekommen konnte.

26 **„Das Schwyzer Matterhorn“** oder: Wie die Mythen zu ihrem Namen kamen

28 **„Kantonesisches“** – oder was sich Nicht-Schwyzler unter „Gummelischungis“ vorstellen müssen.

30 **„Erst prüfen, dann investieren – und zwar richtig“** Wie man aus 10 Millionen 20 macht – Millionen! Der Pfäffiker Investmentbanker Dr. Ilias Läber

erzählt über seine Arbeit und wie er die Zukunft für den Bankenplatz Schweiz sieht.

36 **„Zwei gebannte Mönche“** Die Sage um die kleinen Mythen.

38 **„Ausgezeichnet!“** Wie die Lauerzer Schnaps-brenner Z'GRAGGEN zu „Brennern des Jahres“ wurden.

MY SWITZERLAND

44 Der Muotathaler **Wetterschmöcker** „Sandstrahler“ über seine Zunft und wie der Schwyzer Sommer werden wird.

46 **„Verschlaucht“** So ist die Immenseer Künstlerin Verena Vanoli auf den Schlauch gekommen.

MY EUROPE

54 Istvan Szalai kommt aus Gersau, ist CEO bei **Garaventa** und erklärt, wie man anlässlich der Olympischen Spiele eine Seilbahn durch London baut. Und eine in Sochi, Singapur, Kapstadt und und und.

60 **„Die Schweiz ist das Loch im europäischen Käse“**
– der frühere COO der Schweizer Börse und Bürger von Wollerau, Urs Derendinger, sieht das ganz anders!

64 **„Irgendwie bin ich kein Fussgänger.“** Marcel Fässler aus Gross und sein Faible für Le Mans.

MY WORLD

72 **„AmO(h)re“** Wie Lukas Eberle, „Schwyzer des Jahres“ und Ohrenarzt aus Brunnen, kranken Nepalesen mehr Gehör verschafft.

80 **„Niemand hat so viel Geld, dass er uns den Spaß an der Arbeit verderben könnte!“** sagt Urs Böhler, Chef der Pfäffiker Edelhenschmiede „Les Millionaire“ – und meint es genau so.

84 **„My Face, look!“** - Warum Ihr Kopf, liebe Leserin und lieber Leser, in der nächsten Ausgabe zu sehen sein sollte.

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,



Andreas Lukoschik

WARUM DIESES
MAGAZIN „Y“ HEISST
UND WAS ES WILL

Schwyz ist nicht nur der Ur-Kanton der Schweiz, von dem das ganze Land seinen Namen hat. Schwyz schreibt sich auch – im Gegensatz zum ganzen Land – mit „y“ (sprich: „üpsilon“). Und weil weltweit das „y“ so ein selten eingesetzter Buchstabe ist, haben wir uns entschieden, das „y“ auf unsere Fahnen zu schreiben. Und auf dieses Magazin. Deshalb heißt es auch „Y-MAG“. Das sollten Sie allerdings nicht „üpsilon mack“ aussprechen. Denn es ist ein englisches Wort. „Englisch“? Jawohl, denn im Englischen steckt dieses „y“ nicht nur im Worte „why“ [auf deutsch „warum?“] – sondern wird auch so ausgesprochen. Und damit wird das „Y-MAG“ zum „why-mag“. Also dem Magazin, mit dem „warum“.

Und nicht nur das. Wenn Sie demnächst hier und andernorts lesen: „Schwyz – the region y“, dann ist das wieder englisch gemeint und müsste sinngemäß auf Deutsch heißen: „Schwyz – die Region welche“. Diejenige welche? Ja, genau. Was damit gemeint ist, erfahren Sie in dieser und den vielen noch folgenden Ausgaben dieses „(wh) y-mag“. Und wenn Sie sich fragen, warum hier so viel Englisch plötzlich zum Tragen kommt, dann liegt das daran, dass Schwyz nicht nur geografisch im Herzen Europas liegt, sondern auch substantiell. Wie das? Nehmen Sie zum Beispiel den Bundesbrief. Er ist DAS Dokument, das die Eidgenossenschaft begründet hat. Damit ist er nicht nur eine Ikone der Schweiz sondern der europäischen Demokratie. Ja, Sie haben richtig gelesen: „europäische Demokratie“. Die Schweiz ist zwar nicht in der

EU aber DAS hat sie zu Europa beigesteuert. Einen Meilenstein der europäischen Kultur! Und dieser Meilenstein liegt in Schwyz. Deswegen darf sich Schwyz durchaus international verstehen. Außerdem leben hier Menschen aus vielerlei Nationen.

So! Jetzt habe ich Ihnen die Sache mit dem „y“ erklärt und warum [„why“] dieses Magazin so heißt und was der Claim „Schwyz – the region y“ meint. Was werden Sie in dieser Ausgabe lesen? Im Großen und Ganzen das, was erklärt, weshalb dieser Kanton nicht nur äußerst vielseitig, manchmal auch widersprüchlich aber meistens spannend ist – sondern, warum es sich lohnt, hier zu leben. Aus demselben Grund, wie überall auf der Welt: Es sind die Menschen, die eine Region lebenswert machen. Und interessant. Und innovativ. Und kontrovers. Also spannend. Aber es sind nicht nur die Menschen. Im Falle Schwyz kommt noch etwas sehr spezielles hinzu: Alles was „man“ mit der Schweiz verbindet, findet sich in diesem Kanton. Saubere Natur, herrliche Berge, eine große Artenvielfalt (in der Natur und bei den Menschen), wundervolle Seen, glückliche Kühe, niedrige Steuern und Menschen mit einem eigenen Willen. Neben solchen „schwyzler Originalen“ findet sich hier aber auch manches „Original Schweizerische“. Super-Original ist der oben erwähnte Bundesbrief, der im Schwyzer „Bundesbriefmuseum“ liegt. Aus Schwyz kommt jedoch viel mehr, das für „original schweizerisch“ gehalten wird. Zum Beispiel das Schweizer Taschenmesser. Und die beste Kouverture für auserlesene Schokogenüsse. Und. Und. Und. Was das alles im Detail ist? Das erfahren Sie in dieser und den vielen noch folgenden Ausgaben.

Wir wünschen: Gute Lektüre ! 🍷

IMP RES SUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Amt für Wirtschaft

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG, Schwyz

CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

ART DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker.com

GRAFIK: Florian Fischer

MITARBEITER AN DIESER AUSGABE: Nathalie Henseler, Hanjo Seißler, Hans Steinegger, Urs Derendinger, Illustrationen: Burkhard Neie, Fotos: Stefan Zürcher, Heinz Dahinden, Manuela Jans, Filipa Peixeiro

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Hauptplatz 10, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen

An aerial photograph of a mountain valley during sunset. The sun is low on the left, casting a warm, golden glow over the landscape. The foreground and middle ground consist of rolling green hills with patches of forest and small settlements. A large, craggy mountain peak dominates the right side of the frame. The sky is a clear, deep blue. The text 'my neighbourhood' is written in a white, elegant cursive font across the lower half of the image.

my neighbourhood

DIE MITTE DER SCHWEIZ

... LIEGT MITTEN
IN SCHWYZ!

von Nathalie Henseler

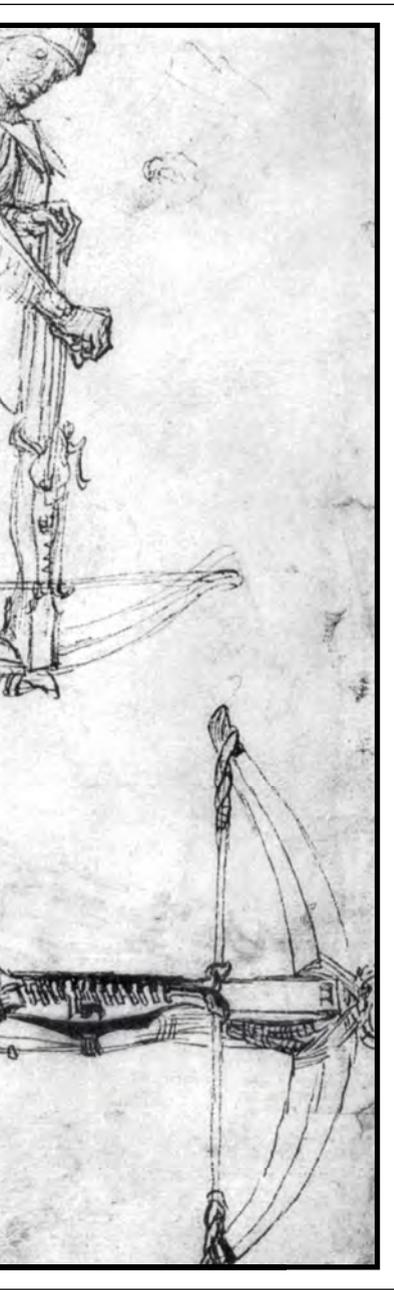
Kann es sein, dass sich die gefühlte Mitte der Schweiz doch in Schwyz befindet? Schließlich haben wir bis jetzt – zwar zähneknirschend, aber anerkennend – genickt, wenn nach dieser Frage immer gleich die im Kanton Uri liegende Bergwiese Rütli zur Hand war.

Tatsächlich aber ist es der Bundesbrief, der uns zusammenhält. Dieses zerbrechliche, pergamentene Papier, das mit seinen Siegeln im Bundesbriefmuseum am Ortseingang Schwyz bescheiden in einer gekühlten Glasvitrine liegt. Bis hin und wieder ein eifriger Historiker oder eine Historikerin die Vitrine öffnet, um zu untersuchen, aus welchem Jahr dieser schicksalhafte Brief wirklich stammt.

Der ist ganz schön faszinierend, wenn man sich seiner näher annimmt. Zuerst taucht man ein in die Zeit am Ende des 13. Jahrhunderts, als die ältesten Holzhäuser gebaut wurden, die teilweise noch in Schwyz stehen. In diesem Jahrhundert, als zum ersten Mal Vor- und Nachnamen benutzt wurden und der Fluss Muota in der fruchtbaren Ebene des Talkessels Schwyz Fluch und Segen zugleich war. Fluch, weil er immer



Der Bundesbrief im Original



Zeitgenössische Zeichnung einer Armbrust

Ein Dokument, das über fast 600 Jahre lang erweitert wurde und um das herum mit der Gründung unseres Bundesstaates 1848 eine Nation entstand.

wieder aus seinem Bett trat und den unteren Teil der Ebene überflutete. Segen, weil diese regelmässigen Überschwemmungen den Boden für eine fruchtbare Ernte bereiteten. In jener entbehrungsreichen und nach der Natur gerichteten Zeit trafen sich drei Männer und schworen einen Bund. Der bestand vor allem in Dingen, dass sich die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden gegenseitig unterstützen, um den Landfrieden zu sichern. Und darin, dass sie keine fremden Richter dulden wollten. Auf diese Passage berufen sich einige Politiker in Fragen des geltenden Völkerrechts und des Gerichtshofes in Strassburg heute noch. Soweit zwei wichtige Anliegen, die sich die Bevölkerung andernorts bis heute wünscht.

Wer schrieb eigentlich den lateinischen Text des Bundesbriefes dazu, der sozusagen bis heute der Grundton dieses Schwures geblieben ist? War das der erste Staatsschreiber, ein Dichter oder ein Pfarrer? Oder gar Gertrud, wie Schiller die Frau des von ihm erdachten Schwyzers Staufacher, einem der drei Schwörenden, nannte – mit angeklebtem Bart und im Männergewand? Gut, man kann auch zu viele Fragen stellen.

Noch interessanter wird's, wenn man sich auf die Suche nach ähnlichen Schicksalsgemeinschaften in Europa macht. Man wird tatsächlich fündig. Zum Beispiel in Norddeutschland, im Gebiet zwischen Hamburg und dem Nord-Ostseekanal: Dithmarschen heisst die bäuerlich geprägte Region die zwischen 1227 und 1559 eine von Bauern „rechtlich und politisch organisierte Territorialgemeinschaft“ bildete. Warum man für den Beschrieb dieser staatsartigen Form historisch korrekte, aber komplizierte Sätze machen muss, liegt wohl daran, dass die Dithmarscher keinen Bundesbrief haben. Keine gefühlte Mitte, um die herum sich eine Nation

bilden konnte. Deshalb waren sie auch nicht ganz so vogelfrei, wie es die alpinen Eidgenossen waren. Denn sie standen unter der Schutzherrschaft des Erzbischofs von Bremen.

Wenn man das Ausgrabungsfeld rund um den Bundesbrief ausweitet und die Umgebung der Gründungssage der Eidgenossenschaft, die Friedrich Schiller durch sein Drama „Wilhelm Tell“ weltberühmt machte, näher untersucht, findet sich noch eine weitere erwähnenswerte Gemeinsamkeit. Wilhelm Tell, der ebenso gottesfürchtige wie redliche Urner, erschießt den letzten habsburgischen Vogt Gessler, nachdem dieser ihn gezwungen hatte, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen. Den Rachemord verübt er in Küsnacht, auf Schwyzer Boden.

Das Apfelschuss-Motiv mit anschließendem Mord gibt es auch in Dithmarschen. Dort ist es der Wilstermarscher Meisterschütze Henning Wulff, der vom König zum Apfelschuss gezwungen wird, wie in der Dorfchronik von Wewelsfleth für das Jahr 1472 nachzulesen ist: „Nachdem sich die Marschbewohner, die durch den Grafen Gerhard, eines Bruders des in der Wilstermarsch regierenden Dänenkönigs Christian I., aufgewiegelt wurden, gegen den König erhoben, rückte dieser mit seinen Soldaten, unterstützt von Hamburgern, in die Marsch ein. – Es gab schwere Kämpfe, in deren Verlauf es sich zeigte, dass die Marschbewohner unter ihrem Hauptmann Henneke Wulff unterliegen würden. Henneke Wulff musste fliehen und versteckte sich in einem Reetscharren am heutigen Störwanderweg. Sein Hund, der ihm nachfolgen wollte, hat ihn aber durch seine Anhänglichkeit und Treue verraten. Henneke Wulff wurde dem König vorgeführt. Der König, der von den Schiesskünsten des Marschenhauptmannes wusste, befahl ihm, einen Apfel vom Kopf seines einzigen Sohnes mit der Armbrust zu schießen. – Henneke Wulff tat, wie ihm befohlen wurde, steckte sich aber einen zweiten Pfeil in den Mund. Auf Befragen des Herrschers, was dieses denn solle, antwortete er: ‚Wenn der erste Pfeil sein Ziel verfehlt hätte, hätte ich mit dem zweiten Pfeil auf den König geschossen.‘ – Nach dieser mutigen Äusserung musste Henneke Wulff fliehen. Er kam bis Dithmarschen und wurde dort, so die Sage, von Einwohnern umgebracht. – Seine in Dammducht liegenden Ländereien und der Hof fielen an den König. Es galt fortan als Königsland...“.

Die Sage lässt vermuten, weshalb die Dithmarscher am Ende nicht vogelfrei blieben. Im Gegensatz zu unserem Wilhelm Tell wurde ihr Henning Wulff von den eigenen Leuten umgebracht, was dem König zu Land und Macht verhalf – es war der Anfang vom Ende der Dithmarscher Bauernrepublik. Bemerkenswert bleibt aber, dass die Tell-Sage im selben Jahr zum ersten Mal in der Schweiz auftaucht, im „Weissen Buch von Sarnen“, das von 1470 bis 1472 vom Obwaldner Landschreiber Hans Schriber verfasst wurde.

Der Blick ins Reallexikon des germanischen Altertums bringt noch mehr Apfelschuss-Sagen ans Licht. So verlangte König Nidung von Egill, einen Apfel vom Kopf von dessen dreijährigem Sohnes zu schießen. Egill nimmt wie Tell drei Pfeile zu sich. Hätte er gefehlt, hätte er den nächsten Schuss auf den König abgegeben. Oder die des dänischen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus verfasste Geschichte des Meisterschützen Toko, der von König Harald Blauzahn gezwungen wird, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen. Auch er hielt einen zweiten Pfeil parat mit der Absicht, bei einem Fehlschuss den Herrscher zu töten. Diese Absicht bringt ihn, wie Tell, hinter Gitter. Doch es gelingt ihm eine halbsbrecherische Flucht auf Skiern. Und so endet die Geschichte in diesem Fall gut für den Meisterschützen: Toko lauert dem König im Wald auf und erschießt ihn – beim Wasserlassen.

Zurück zu unserem Bundesbrief: Nur gerade 24 Jahre nach dem lateinischen Bundesbrief, erneuerten die drei Länder ihren Schwur und besiegelten ihn in einem höchst interessanten Dokument, dem Brunner Bundesbrief aus dem Jahr 1315. Höchst interessant deshalb, weil es das erste Dokument solcher Art ist, das in deutscher Sprache verfasst wurde. Und, weil das Wort „eitgenozen“ in diesem zweiten Brief zum ersten Mal auftaucht. Ein Dokument, das über fast 600 Jahre lang erweitert wurde und um das herum mit der Gründung unseres Bundesstaates 1848 eine Nation entstand. Und für unsere These ganz wichtig: Der Brief wurde auf Schwyzer Territorium geschrieben und besiegelt, unweit seines jetzigen Standortes – womit wir uns in der gefühlten Mitte der Schweiz befinden. 📍

DIE HONIGMACHERIN

DIE IMKERIN
GABRIELE BATLOGG
ÜBER IHRE GELB-SCHWARZE
LEIDENSCHAFT

von Andras Lukoschik

Sie wohnt so wie man es sich für eine Honigmacherin vorstellt – in einem romantischen Haus von 1698 – genauer gesagt, in ihrem renovierten Ökonomiegebäude des Maihofs, am westlichen Rand von Schwyz. Um sie zu besuchen, nähert man sich ihrem Zuhause am besten zu Fuß. Wobei eine gewisse Beschaulichkeit mitzubringen ist. Denn ein Gespräch über die Imkerei hat auch immer etwas mit kontemplativer Ruhe zu tun.

Mein Weg führt mich über den Maihofweg, einem Feldweg mit Kastanien und Ahornbäumen. Er führt vorbei an einer kleinen Kapelle, die am Wegesrand zu innerer Einkehr einlädt. Auf der rechten Seite liegt ein Biobauernhof wie aus dem Bilderbuch. Zur Linken wandert der Blick über die malerischen Ausläufer von Schwyz ins Tal hinunter bis nach Brunnen und an den Vierwaldstättersee. Ein herrliches Stückchen Erde, kommt einem in den Sinn – und das innere Tempo entschleunigt sich.

An der Umfriedungsmauer des Maihofs sehe ich acht Bienenkästen im warmen Licht der Frühlingssonne stehen, leises Summen erfüllt die warme Luft. Ich öffne das Tor und gelange ins Innere des Anwesens. Ein alter Brunnen plätschert vor sich hin, zwei Katzen liegen hingegossen in der Sonne und würdigen mich keines Blickes. „Gabriele Batlogg Privatkochschule“ steht auf

der Klingel. Ich drücke den Klingelknopf. Eine strahlende Frau öffnet mir die Tür und führt mich durch ihr Allerheiligstes – ihre Küche, in der öffnet sie Fortbildungswilligen Tore zu neuen Geschmackserlebnisse und lehrt sie Feinheiten im Umgang mit Speis und Trank. Über eine kleine Steintreppe geht es hinauf zu einem Tisch auf dem ein grüner Tee mit Vanille im Glase dampft. „Sie wohnen so herrlich und schön, wie man es sich für die Honigmacherin vorstellt,“ sage ich zu ihr. Und sie strahlt so warmherzig und goldgelb wie ihr Honig.

„Sie haben einen völligen Laien vor sich, was die Imkerei betrifft,“ eröffne ich unser Gespräch, bitte sie also um Nachsicht für meine Fragen. Sie nickt verständnisvoll und milde. Und dann muss ich schon ihre Nachsicht in Anspruch nehmen. Ich frage nämlich unbedacht: „Wie geht’s den Bienen nach diesem langen und kalten Winter?“

„Nicht gut,“ sagt sie und ihr Blick wird ernst. „Ich hatte in diesem Winter große Völkerverluste. Das vergangene Jahr war ein Traum-Bienenjahr mit wunderbar großen Wirtschaftsvölkern, einem sehr frühen Frühlingsbeginn und damit einer ebenso frühen Entwicklung der Bienenvölker, denn die vermehren sich besonders stark im Frühling. Damit stieg aber auch das Risiko, dass sich die Varroa-Milbe, die gerne die Brut befällt, früher ausbreiten konnte. Und weil diese aus Asien eingeschleppte Milbe nicht nur ein Schmarotzer, sondern auch gleichzeitig ein Virenträger ist, kann sie großen Schaden anrichten. Dann gehen ganze Bienenvölker zugrunde. Wie hoch schließlich der Schaden ausfällt, sieht man allerdings erst nach dem Winter, wenn die Temperaturen wieder steigen. Bei mir war das in diesem Jahr Ende Februar so.“ Und so lerne ich gleich, dass nicht alles gold(gelb) ist, was wie Honig glänzt, sondern, dass hier Natur im Spiel ist. Und die ist hart und immer wahrhaftig. ☘

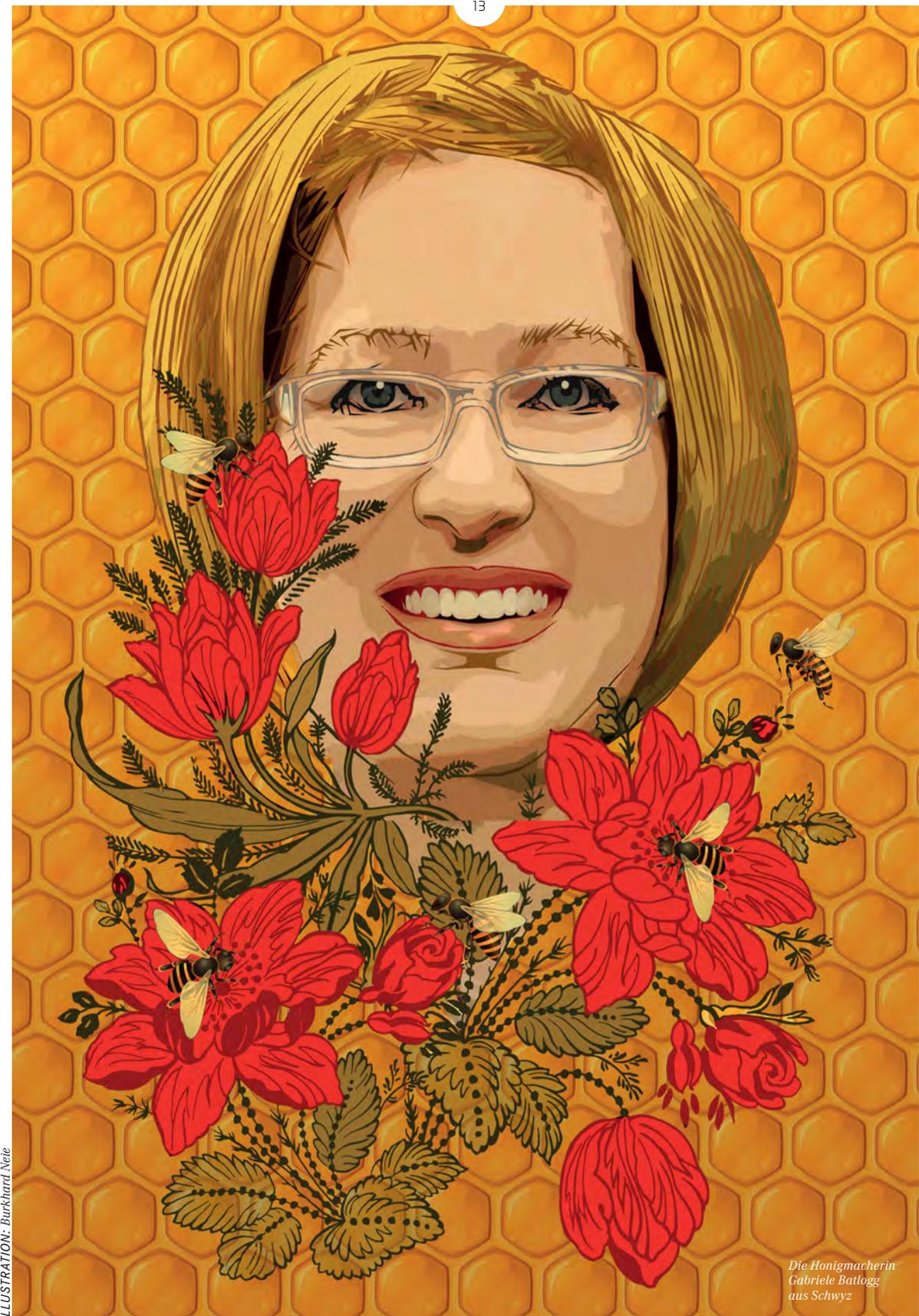


ILLUSTRATION: Burkhard Nete

Die Honigmacherin
Gabriele Batlogg
aus Schwyz

Ob man denn dagegen nichts tun könne, will ich wissen. Doch, sagt sie, das sei schon möglich. Man könne die Bienenvölker mit natürlichen Mitteln wie Ameisensäure, Thymol oder Oxalsäure äußerlich behandeln, das würde die Milben abtöten. Aber erstens ist es jedes Mal eine Störung des Bienenvolkes, was seine Immunkraft schwächt und zweitens müssten die Sommerbehandlung alle Imker einer Region gleichzeitig machen. Sonst könne es zu einer Re-Invasion kommen. Die Berner hätten das erkannt und würden es in diesem Jahr zum ersten Mal synchron machen. Wenn die Berner es könnten, dann könnten es doch die Schwyzer allemal. Damit hat sie sicherlich Recht. Womit sich der Satz bewahrheitet „Niemand ist eine Insel“. Auch der mildeste, beschaulich lebende Imker nicht.

Und dennoch vermute ich, dass das Imkern eine schöne Arbeit ist. Also frage ich, ob das eine zu romantische Sicht sei. Nein, überhaupt nicht. Allein das Arbeiten in Gottes freier Natur sei herrlich. „Ich tanke auf beim Imkern. Es hat etwas sehr Meditatives. Und verlangt von einem äußerste Konzentration, durch die man alles um sich herum vergisst.“ Glücksforscher nennen diesen Zustand „Flow“. Dabei taucht man völlig in sein Handeln ein und vergisst Zeit und Raum. „Und dann denke ich mir immer wieder,“ fährt sie fort, „ich lerne bei den Bienen nie aus.“ Jedes Bienenjahr sei anders und Bienen seien nicht nur viel älter als der Mensch, sie hätten überdies unendlich viele Geheimnisse, die wir erst langsam entschlüsseln. Allein die verschiedenen Arten mit denen sie sich untereinander darüber verständigten in welcher Richtung ertragreiche Blütenfelder zu finden sind, sei faszinierend. Das gehe indem sie „Schwänzeltänze“ im Bienenstock aufführten, die den anderen Bienen die richtige Himmelsrichtung angäben. Sie kommunizierten über eine Art Morsezeichen, eine Vibrationskommunikation, die sie mit ihren Füßchen über die Waben sendeten und so bestimmte Informationen übermittelten. Allein wie sie den Weg wieder zurück zu ihren Bienenstöcken fänden. Das funktionieren über eine Art fotografischer Abspeicherung der Landschaft. Fliegen Bienen über große Distanzen Futterstellen an, so prägten sie sich markante Objekte auf dem Flug ein. „All das ist faszinierend.“

Das Wissen werde immer größer über die Bienen. So wisse man inzwischen, dass Bienen Sprengstoff „schnüffeln“ können. Und zwar

besser als Hunde. Sie können sogar für das Auffinden von Sprengstoff abrichtet werden. Experimente im Gepäckbereich von Flughäfen wurden bereits erfolgreich durchgeführt.

„Der Bienen“ wie der Imker das gesamte Bienenvolk in einem Stock nennt hat mich schon als kleiner Junge fasziniert. Und so will ich von Gabriele Batlogg als ehemaliger Präsidentin des Innerschwyzter Imkervereins wissen, was einen guten Imker ausmache? „Zunächst finde ich den Respekt vor den Bienen wichtig. Wenn man sieht, wie der Riesenorganismus Bienenvolk funktioniert, dann ist das absolut fantastisch. Wenn alle Menschen miteinander so gut umgehen würden, und jeder Mensch wüsste, DASS er als Individuum zwar wichtig ist aber dennoch nur als Gesamtheit überlebensfähig sein kann, dann wären wir in mancher Hinsicht ein Stück weiter. Dann sollte man immer von der Biene aus denken, also, was würde ich wollen, wenn ich in ihrer Situation wäre. Das schützt davor, dass man zu viel an den Bienenvölker herummanipuliert und sie Stresssituationen aussetzt. Die meisten Völker wollen in Ruhe gelassen werden.“

Nun ist es nicht nur so, dass Bienen faszinierend sind und die Imkerei ein beschauliches Hobby ist. Bienen haben auch eine volkswirtschaftliche Bedeutung. Und so will ich von Gabriele Batlogg wissen, welchen Nutzen Bienen für einen Bauern haben. „Da wo Bienenstöcke zum Beispiel im Obstbau sind,“ erklärt sie mir auf ihre begeisterte Art, „hat der Bauer 30 Prozent mehr Ertrag. Das merkt man sofort eins zu eins. Und was die Volkswirtschaft betrifft, so geht der Nutzen durch Bienen in die Milliarden – europaweit gesehen. Man könnte ja auch wegen der Varroa-Milbe der Natur die Korrektur überlassen. Dann würden cirka 95 Prozent aller Bienenvölker in Europa eingehen und die restlichen fünf Prozent würden danach die nötigen Schutzmaßnahmen erlernen, sich der Varroa-Milbe durch intensive Putztätigkeit zu erwehren. Aber das können wir uns nicht leisten, weil wir dann zu wenig zu essen hätten. Natürlich gibt es auch andere Insekten und die Windbestäubung, aber die haben nicht diese Bedeutung für die Ernten wie die Bestäubung durch Bienen.“

Das wird meist vergessen, dass Bienen nicht nur dazu da sind, uns morgens den Honig fürs Weggli zu liefern, sondern wesentliche

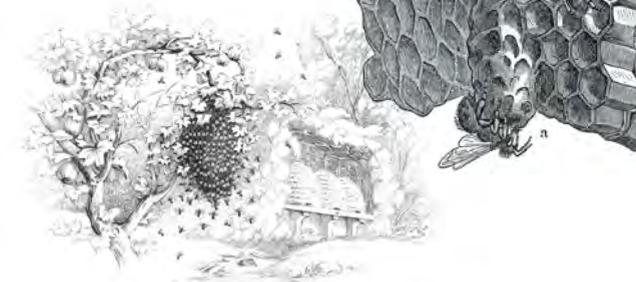
Bedingung dafür sind, damit Obst und viele anderen pflanzlichen Lebensmittel überhaupt Frucht tragen.

„Wissen Sie übrigens,“ fragt mich die Imkerin mit listigem Blick, „wie weit eine Biene fliegen muss, um einen Löffel Honig zusammen zu bringen?“ Natürlich weiß ich das nicht. „Bern-Hamburg und retour. Für einen einzigen Löffel Honig.“

Da wächst mein Respekt vor diesen emsigen Tieren. Wobei das noch nicht einmal alles ist. Diese Strecke müssen sie zurücklegen, um die vergleichbare Menge Nektar zu sammeln. Hinzu kommt noch der Raffinierungsprozess. Denn die Bienen schichten unermüdet den Nektar von einer Wabe in die nächste, fächeln dabei stetig mehr Wasser aus dem Nektar und destillieren ihn so zum Honig, der dadurch haltbar wird. Konservierung durch Dehydrierung, eine Technik, die der Mensch erst seit geraumer Zeit beherrscht – die Bienen jedoch seit Jahrmillionen.

Apropos Jahrmillionen. Nicht ganz so viele Jahre hat der Böldmeren-Urwald im Bereich des Pragelpasses auf dem Buckel. Der ist für jede Art von Kultivierung und Nutzung Tabu und heißt deshalb Ur-Wald. An dessen Rand hat Gabriele Batlogg von der Oberallmend einen Platz zugewiesen bekommen, auf dem sie ihre Bienenvölker aufstellen darf. Und das tut sie von Herzen gern. Denn: „Das Spezielle am Böldmeren-Urwald sind die Pflanzen, die dort wachsen. Die ETH erforscht dieses Urwaldgebiet seit einiger Zeit und hat dort Pflanzen gefunden, von denen man annahm, dass sie schon längst ausgestorben seien. Es gibt dort viele Orchideen und ganz viele wunderbare und eben seltene Pflanzen.“ Und weiter: „Ich habe mir immer gesagt, wenn meine Bienen dort Honig machen, ist das in Ordnung. Wenn nicht, dann ist es auch ok. Denn dann sammeln meine Bienen eine große Pollenvielfalt, was ihnen gut tut und ihre Abwehrkräfte stärkt. Für das Immunsystem der Bienen ist nämlich eine hohe Pollendiversität wichtig, die unsere intensiv genutzte Landwirtschaft oft nicht mehr leisten kann. Deshalb ist es für sie im Böldmeren-Urwald wie in die Sommerfrische zu reisen. Doch wenn dabei auch noch Honig herauskommt, dann schmeckt der fantastisch.“

Natürlich will ich wissen, wie dieser Ur-Wald-Honig schmeckt und wodurch er sich von anderen unterscheidet. Und wieder weiß die



kundige Imkerin viel über die Hintergründe zu erzählen: „In dieser Höhe gibt es keinen Waldhonig mehr, weil in der Höhe keine Blattläuse mehr vorkommen, die von den Bienen gemolken werden können. Denn daraus wird der Waldhonig gemacht. Böldmeren-Honig ist also immer Blütenhonig. Und jedes Jahr gibt es einen anderen Honig – je nachdem welche Pflanzen blühen, wie viele und wie lange. Einmal war ich oben als gerade besonders viele Alpenrosen blühten und meine Bienen nur auf diese Alpenrosen gingen. Da hatte ich am Schluss einen Alpenrosenhonig. Und der schmeckte unglaublich aromatisch.“

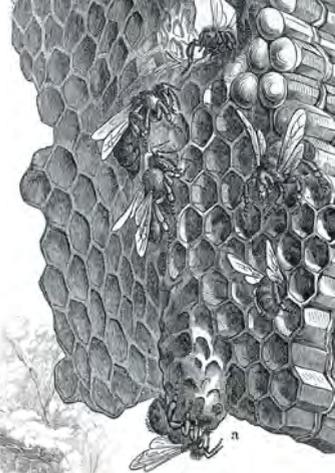
Der Feinschmecker unterscheidet also zwischen verschiedenen Honigarten. Und da Gabrielle Batlogg auch eine Kochschule hat, findet sich in ihr die geniale Mischung aus Honigmacherin und Feinst-Schmeckerin. Deshalb hier ein paar Hinweise darauf, wie sie die Honigarten geschmacklich unterscheidet:

KASTANIENHONIG

„Sehr typisch für das Tessin und Südfrankreich. Er hat sehr viel Terpene und schmeckt für viele ein bisschen nach Petroleum, ein bisschen harzig und ein bisschen bitter. Aber als Zutat für ein Parfait liefert er gerade die richtige Nuance.“

RAPSHONIG

„Schmeckt ein bisschen nach Kresse, hat also ein bisschen was Scharfes.“ ➔





TANNENHONIG

„Am liebsten habe ich reinen Fichtenhonig. Das ist etwas Köstliches! Sehr würzig, karamellig und mit einem Hauch duftender Terpene. Rotbraun. Ein eher rarer Honig.“

WALDHONIG

„Ist meist eine Mischung aus Nadelhölzern und Blatthonig, weil Ahornbäume auch die Läuse haben, die von den Bienen gemolken werden.“

URWALDHONIG

„Aus Orchideen und einer großen Vielfalt von Wildpflanzen. Der schmeckt deshalb lieblich-blumig. Sehr rar.“

AKAZIENHONIG

„Der schmeckt ganz neutral. Ist süß, eher lieblich, hat aber nicht den ausgeprägten Honigschmack. Akazienhonig kann man sehr gut zum Süßen verwenden, wenn man nicht will, dass der Honiggeschmack zu stark herauskommt.“

HEIDEHONIG

„Ist etwas Fantastisches, wenn man ihn bekommt. Den verwende ich gerne in meiner Kochschule. Er schmeckt ganz stark karamellig und ist geleeartig.“

KLEEHONIG

„Ist fast weißlich. Ich finde ihn ein bisschen langweilig. Ich mag mehr Honig, der aus vielen verschiedenen Blüten entsteht. Wenn man die Aromaskala anschaut, dann ist die natürlich bei einem sortenreinen Honig eingegrenzt und deshalb eher mild.“

LINDENHONIG

„Blumig, mit einem Hauch Bitterkeit. Dabei muss man wissen: Bitter ist gut für den Magen. Deshalb ist Lindenhonig auch gut für den Magen. Er enthält aber auch Pollen von der Linde, weshalb er – siehe Lindenblütentee – gut für den Atmungsapparat ist. Aber den Honig immer erst nach dem Kochen des Wassers dazu tun, sonst werden die guten Enzyme zerstört.“

Journalisten fragen immer gerne nach dem Höhepunkt oder dem Wesentlichen einer Erfahrung, und so frage auch ich Gabrielle Batlogg, was das besonders Schöne an der Imkerei sei? Sie muss nicht lange nachdenken und antwortet ganz aus dem Bauch heraus: „Auch wenn man Rückschläge hinnehmen muss – wie ich in diesem Winter – dann ist das so und man sollte sich davon nicht unterkriegen lassen. Denn was die Natur macht ist richtig. So sehe ich das zumindest. Und deshalb soll man als Imker zusammen mit seinen Imkerkollegen immer weiter machen. Denn letztlich ist Imkern Dienst am Universum. Und man bekommt von den Bienen viel zurück. Ja, man lernt von ihnen ständig Neues. Denn das sind schon sehr faszinierende Lebewesen. Ich möchte nie mehr in meinem Leben auf Bienen verzichten.“

Diese Faszination strahlt Gabrielle Batlogg auch aus. Man kann sich ihrer ansteckenden Wirkung nur mit Mühe entziehen. Und deshalb weiß ich gar nicht, wie das Gehörte in mir unterbewusst nachwirken wird. Vielleicht beginne ich mich eines Tages für den Kauf von Bienenkästen und all das zu interessieren, was ich gerade von der Honigmacherin gehört habe. Die Saat dazu ist in jedem Fall gesetzt! Und ich danke ihr dafür. 🍯



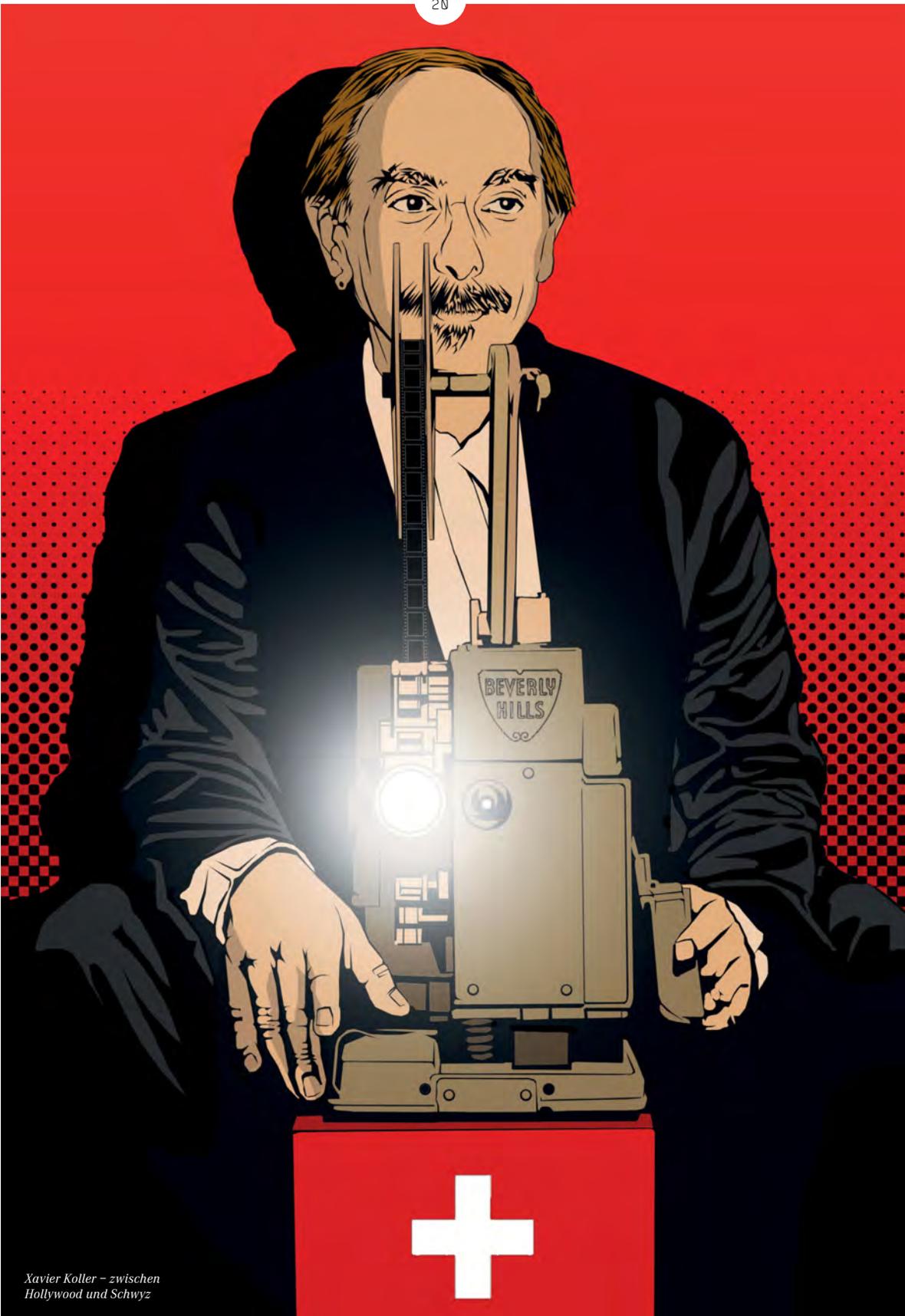
Gabrielle Batlogg's summende Gefährtinnen im Anflug auf das heimliche Magazin aus Schwyz
FOTO: Manuela Jans

Wer Gabrielle Batloggs Begeisterung für feine Speisen, raffinierte Aromen und köstliche Zutaten kennen lernen möchte, ist hier gut aufgehoben:

GABRIELE BATLOGG
Privatkochschule und Catering
Ökonomiegebäude Maihof

Schlagstrasse
6430 Schwyz
Tel.: 041 811 72 62
info@privatkochschule.ch
www.privatkochschule.ch

my schweyz



Xavier Koller – zwischen
Hollywood und Schwyz

ILLUSTRATION: Burkhard Nele

DER OSCAR PREISTRÄGER

DER IBACHER XAVIER KOLLER ÜBER SEINE HEIMAT SCHWYZ, HOLLYWOOD UND WAS DIE SCHWYZER KANTONALBANK MIT DEM OSCAR ZU TUN HAT.

?/! *Er ist einer der bedeutendsten Filmemacher der Schweiz – und kommt aus Schwyz. Genauer gesagt aus Ibach. Jetzt lebt er in Los Angeles doch die Bilder seiner Kindheit bewegen ihn immer noch. Xavier Koller sprach mit unserem Chefredaktor nach der Nominierung seines aktuellen Films „Eine wenig, dr Dällebach Kari“ als „Bester Film“ für die Verleihung des „Quartz 2012“. Bei einem langen Kaffee erzählte er ihm von seinen Erinnerungen an die Heimat, wie er die Schwyzer sieht und warum er zwei Bankern der Kantonalbank sehr dankbar ist für ihr Vertrauen in seine Arbeit.*

? Seit Winter 95 leben Sie in Los Angeles. Wie sprechen die Amis Ihren Vornamen aus?

! Manchmal [Chavijé] oder [Xsaviour].

? Das hört sich ja fast schon nach Saviour – also Retter an.

! Ja, man weiß es nicht so genau.

? Ist es ein langer Weg von Ibach nach Los Angeles?

! Ja, so cirka 11.000 Kilometer. Aber Sie meinen etwas anderes. Sehen Sie, man kann seine Zukunft nicht planen. Zuerst ist man als Kind

bestimmten Einflüssen durch die Menschen um einen herum ausgesetzt. Dann lernt man lesen und schreiben und die Welt auf dem Papier kennen. Später entdeckt man die Umgebung – die immer ein bisschen größer wird. Und wenn man neugierig ist, dann geht man über diese Grenzen. Immer der Nase nach. Genau das habe ich getan.

? Sie sind also neugierig?

! Sehr neugierig! Ich bin aus Neugierde damals in die USA gegangen, weil ich mich etwas Neuem aussetzen wollte und ich bereue das nicht. Mein Denken hat sich dadurch erweitert und trotzdem habe ich die Dinge, die mich von klein auf beeinflussen haben, mitgenommen. Die gehen nicht verloren. Und ich bin mutiger geworden – im Denken und dem, was machbar ist.

? Hat die Neugier mit zunehmender Lebensweisheit abgenommen?

! (lacht) Im Gegenteil. Ich bin heute wahrscheinlich neugieriger als früher. Allerdings ist das eine andere Art von Neugier. Früher war Neugier die Sehnsucht nach Abenteuer. Heute ist es eine Neugier auf Menschen, auf ihre geistige und gefühlsmäßige Beschaffenheit.

? Wie fließt das in Ihre Arbeit als Drehbuchautor und Regisseur ein?

! Ich bin der erste Zuschauer des Films, der außerdem weiß, was er gerne sehen möchte. Dabei lasse ich mich gerne überraschen – von der Kreativität meiner Mitarbeiter. Ich bin als Regisseur nicht jemand, der alles kontrollieren will. Ich bin in den meisten Disziplinen kein Fachmann, aber ich weiß, was die Atmosphäre am Schluss bringen muss. Also engagiere ich Fachleute. ➔

Vom Dekor bis zu den Schauspielern. Mit ihnen entsteht ein Dialog, ausgehend von dem, was ich empfinde. Das setzen sie mit ihren Fähigkeiten um. Ich muss der kreativen Person, mit der ich zusammenarbeite, die Möglichkeit geben, sich mit ihren Fähigkeiten einzubringen. Im Dienste des Ganzen.

Für Schauspieler gilt dabei: Ihr Geheimnis ist „surrender“ – also sich der Rolle hinzugeben. Man kann nicht spielen und sich gleichzeitig kontrollieren. Man kann nur das eine oder das andere. Denn, wenn das Gespielte beim Spielen bewusst wird, dann verliert es an Wahrhaftigkeit. Die Wahrhaftigkeit ist aber immer die Zielsetzung für meine Arbeit gewesen. Nicht der Realismus. Nicht der Naturalismus, sondern die Wahrhaftigkeit der Gefühle, der Gedanken, der Intentionen. Das finde ich mehr und mehr unheimlich faszinierend, mich dem auszusetzen, das zu erleben und zu begreifen. Sie sehen, ich kann nicht einfach ein Drehbuch verfilmen. Ich muss den Film neu gestalten – im Moment des Entstehens. So arbeite ich. Andere arbeiten anders, aber ich sehe meine Aufgabe als Regisseur genau darin.

? Sie müssen sich also als Autor der Sache bei der Entwicklung hingeben. Und die Schauspieler am Set?

! Genau. Ich liefere die Vorgabe und die Schauspieler bringen es zum Leben. Möglicherweise auch anders, als ich mir das vorgestellt habe, und hoffentlich immer besser.

? Dafür gibt es ja den schönen deutschen Ausdruck „verkörpern“.

! Ja, aber man muss nicht nur den Körper mit einbinden, sondern eben auch die Seele. Wenn also der Körper auf die Impulse und Intentionen der Seele und des Geistes mit seinem Körper reagiert, dann kann der Schauspieler nichts mehr falsch machen.

? Kommen wir auf ihre Wurzeln in Ibach. Wo haben sie dort gewohnt?

! Das Haus gibt es leider nicht mehr, da steht jetzt ein grässlicher Block. Das war bei der Tramhaltestelle, die „Salzwaage“ hieß. Und nachher in der Zementfabrik Hürlimann Brunnen. Da haben meine Eltern die Kantine geführt. Wir hatten

sehr viele Gastarbeiter – die Saisoniers – aus Südtalien. Und wir Kinder waren sozusagen ihre Ersatzfamilie. Das war – wie sich später herausgestellt hat – schon eine Art Biotop für Inspirationen. Und dann gab es natürlich meine Verwandtschaft. Mein Großvater war Förster im Muotathal. Dann wurde einer seiner Söhne Förster im Muotathal. Und jetzt ist ein Cousin Förster im Muotathal. Als ich dann in der dritten Klasse war, sind wir allerdings in den Aargau weggezogen, weil meine Eltern dort ein Restaurant gekauft hatten.

? Was für Bilder erinnern Sie an Ibach?

! Das sind Bilder, die mit meinem Großvater zu tun haben – wie wir, um Bäume auszumessen, unterwegs waren. Er war übrigens der Erste, der ein Auto hatte im Muotathal, und ich bin mit ihm durch die Wiesen und Wälder gefahren. Das war schon aufregend für mich. Solche Erinnerungen sind in meine Filme eingeflossen – wie „Das gefrorene Herz“ und „Der schwarze Tanner“. Beide enthalten ja viele Schwyzer Themen. Ich weiß noch, wie wir für den „schwarzen Tanner“ bei Victorinox im alten Teil des Fabrikgeländes das Dorfzentrum mitsamt der Käserei aufgebaut hatten. Die Elseners waren irrsinnig großzügig und haben das alles gratis zur Verfügung gestellt. Wir durften sogar ihre alten Büros benutzen. Die Betriebsfeuerwehr hatte den Regen gemacht und und und. Es war ein Fest. Im Bisistal hatten wir dann oben am Berg unser Hauptmotiv. Da gab es nur ein kleines Seilbahnchen für das Material, während die ganze Equipe jeden Morgen eine halbe Stunde zu Fuß rauf laufen musste. Da war keine Straße. Nix. Nur ein Fußweg. Und da oben haben wir gedreht. Sommers wie winters. Es war wunderbar. Dann gehen natürlich Bilder meiner Grossmutter in Ibach in meinem Kopf herum. Ihre Servalat Rädli mit Sauce und Hörnli waren unschlagbar! Ihr grüner Daumen war legendär.

? Ist das Arbeiten in der Schweiz anders als in den USA?

! Früher ja. Da war gerne ein bisschen Miesepeter-Stimmung am Set. Aber jetzt beim Dällenhof Kari war es absolut fantastisch. Die Mitarbeiter sind offener, kontaktfreudiger geworden und zeigen mehr die Lust an der Arbeit. Dadurch wird alles leichter.

? Ist Filme machen „Learning by doing“?

! Genau.

? Wie kriegt man die Produzenten dazu, dass sie einem das Lehrgeld bezahlen?

! Ich habe meine ersten Filme selber produziert. Und Riesenschuldenberge damit eingefahren und sie wieder abbezahlt. Ich habe also mein Lehrgeld selbst bezahlt.

? Sie sind als Oscar-Preisträger Mitglied in der „Academy of Motion Picture Arts and Sciences“ wie die „Academy“ korrekt heißt. Wie war das, als Sie bei der Verleihung da oben gestanden haben? Kriegt man da nicht einen halben Herzinfarkt?

! Wenn man auf der Bühne steht, sieht man das Publikum kaum. Durch die Scheinwerfer, die auf einen gerichtet sind. Aber man sieht die Uhr, auf der die 45 Sekunden rückwärts gezählt werden, die man hat, um seine Dankesrede zu halten. Und der große Zeiger ist bei seinem Countdown gnadenlos. Ich hatte keine Rede vorbereitet, weil ich auch nicht gedacht hatte, dass ich ihn bekomme. Und wenn wider Erwarten doch, so hatte ich gehofft, dass mir schon was einfallen würde. Und so ist es dann ja auch gekommen. Aber eigentlich ist es ein Schock. Ein Positiver zwar, aber es haut einen um.

? Tauchen dann Gedanken an die Kindheit auf, an die Eltern? Solche Dinge?

! In dem Augenblick nicht. Da hat nichts Platz außer dem Moment. Da muss man sich sehr konzentrieren. Denn man ist ja relativ allein da oben. Die Analyse kommt erst nachher. Dass die Unmöglichkeit plötzlich möglich geworden ist. Es gab damals nach der Verleihung den „Governors' Ball“, da saßen wir dann mit den Leuten von Miramax, dem amerikanischen Verleiher, bis morgens um vier Uhr zusammen. Und immer stand dieses Männlein aus Gold vor mir. Das war schön. Aber bereits um sechs klingelte dann unerbittlich das



Aus dem Film „Das gefrorene Herz“

XAVIER KOLLER ÜBER DEN OSCAR-GEWINN:

„...eigentlich ist es ein Schock. Ein Positiver zwar, aber es haut einen um.“

Telefon mit den Gratulanten und der Presse aus der Heimat.

? Und plötzlich haben es alle gewusst, dass Sie das Zeug dazu hatten?

! Es gibt eine schöne Geschichte dazu. Bei der Finanzierung zu dem Oscar prämierten Film „Reise der Hoffnung“ fehlten mir am Ende 350.000 Schweizer Franken. Ohne die konnten wir nicht anfangen. Es wollte mir zwar ein Immobilienspekulant dieses Geld geben, aber ich wollte sein Geld nicht haben. Es war für mich schmutzig. Und so habe ich bei der Schwyzer Kantonalbank angerufen, um mich mit den damaligen Direktoren, den Herren Behler und Koller, zu treffen. Und so fuhr ich zusammen mit Catpics Partner, Alfi Sinniger am nächsten Morgen zu den beiden Herren und habe ihnen erklärt, dass der Film so weit finanziert sei, aber eben



Aus dem Film „Der schwarze Tanner“

„Dem „natural born“ Schwyzer ist von Natur eine gewisse Eigenheit mitgegeben“

in mich und meine Arbeit gesetzt haben. Ohne dieses Vertrauen, hat man in unserem Beruf keine Chance. Man darf ja nicht vergessen: Jeder Deal ist immer ein Deal zwischen Menschen.

Und wenn man einander kennt, dann ist natürlich eine Vertrauensbasis eher gegeben als wenn alles anonym abgewickelt werden muss.

? Wie würden Sie den „Schwyzer an sich“ beschreiben?

! Dem „natural born“ Schwyzer ist von Natur eine gewisse Eigenheit mitgegeben – und eine gewisse Skepsis. Und das Wissen, wo er hingehört. Seine Identität ist für ihn unzweifelhaft. Ich habe versucht dieses Lebensgefühl im „schwarzen Tanner“ darzustellen – dieses Wissen, wo man hingehört. Das drückt sich in der Schwyzer Sprache aus, in seinem politischen Diskurs und im Stolz, von da zu kommen, wo er herkommt. Das habe ich immer sehr geschätzt. Nicht bewundert, aber geschätzt. ... Ja, so könnte ich meinen Eindruck von den Menschen beschreiben, die in Schwyz leben.

? Was glauben Sie woher das kommt? Hat das mit den Bergen zu tun? Oder mit dem Brauchtum? Mit alten Mythen?

! Das ist schwer zu sagen. Ich glaube, das ist einfach diese Verbundenheit mit der Umgebung, in der man Wurzeln geschlagen hat und wo man seine Identität behalten kann. Die Gefahr ist ja, dass man sie verliert, wenn man diese Umgebung verlässt. Ich habe das auf meinen Reisen bei anderen Völkern gesehen. Zum Beispiel bei den Inuit in Alaska. Da hat es sich gezeigt, dass Menschen dieses Volksstamms, die ihre Gemeinschaft verlassen haben, oftmals Gefahr

die 350.000 CHF fehlten und dass ich das Geld von dem welschen Immobilienspekulanten nicht haben wollte. Gleichzeitig wolle ich jetzt, ein Jahr nach dem tragischen Vorfall am Splügen drehen. Allerdings konnte ich für das Geld keine Garantie geben, Sicherheiten anbieten, außer den Film selbst. Ich wollte also einen Blankokredit haben mit der Chance, dass sie das Geld nicht mehr wiedersehen, sollte der Film zu wenig einspielen. Und dann hat die Schwyzer Kantonalbank (SZKB) trotzdem gesagt: „Gut, da machen wir mit!“

? Wieso haben sie das gemacht?

! Wohl, weil sie beim „schwarzen Tanner“ gesehen hatten, wie wir arbeiten und auch dass diese Arbeit erfolgreich sein könnte. Die Schwyzer Kantonalbank hatte seit dem „Tanner“ die Übersicht über unsere Konten. Sie war unsere Hausbank, und ist es noch immer. Seit 1984. Das hat bei den beiden Herren so ein Vertrauen geschaffen, dass sie gesagt haben „Wir sind dabei!“

? Und sie hatten aufs richtige Pferd gesetzt?

! Der Film hat den Oscar bekommen und die SZKB hat jeden Rappen zurückerhalten.

? Das heißt die Schwyzer Kantonalbank hat einen wichtigen Anteil daran, dass der Film entstehen konnte – und damit Sie letztlich den Oscar bekommen konnten.

! Ja, ich bin den beiden Herren meiner Hausbank bis heute sehr dankbar für ihr Vertrauen, das sie

laufen verloren zu gehen. Und deshalb wieder zurückgehen, weil sie sich nicht einfügen können ins Andere. Ob es so auch in Schwyz ist, kann ich nicht beweisen. Aber ich könnte mir vorstellen, dass das eine Rolle spielt.

? Wie ist es Ihnen ergangen? Sie sind ja nun raus aus dieser Kultur und sind nicht verloren gegangen. Im Gegenteil.

! Ich bin als Kind von dort weggegangen und insofern war ich noch formbar und habe mich zwangsläufig neuen Einflüssen aussetzen müssen. Ich kann mich erinnern, als ich nach dem Umzug im Aargau in die Schule ging und den Mund aufmachte, hatten alle gelacht. Weil ich in einem Dialekt sprach, der für sie fremd war. Und weil ich Worte gebraucht habe, die sie nicht gekannt haben. Als Kind lernt man natürlich schnell sich anzupassen und die neue Sprache anzunehmen - und die alte Identität quasi zu verdrängen. Aber offenbar ist doch einiges in mir hängen geblieben, weil ich nach wie vor diese Sprache schreiben kann. Und dass ich auch diese Ironie und Selbstironie habe, mit der die Menschen aus Schwyz agieren und argumentieren. Schwyzer sind ja selten ganz direkt. Sie sprechen immer eher indirekt mit einem gewissen Witz und einer positiven Hinterhältigkeit aus, was sie meinen. Es ist übrigens historisch belegbar, dass die Schwyzer im Zweiten Weltkrieg politisch nicht beeinflussbar waren und nicht mit dem Nachbarn im Norden geliebäugelt haben. Sie waren immun gegen die Einflüsse aus Deutschland. Sie haben einfach ihre Eigenständigkeit behalten. Das ist schon faszinierend.

? Haben Sie im Aargau als Kind schon das Gefühl bekommen, wie es ist, wenn man anders ist? Könnte das eine Brücke zur Thematik des Dällebach Kari sein, der sein Anderssein allerdings nicht abstellen konnte, weil er durch die Hasenscharte gezeichnet war?

! Wenn ich zurückblicke auf meine Arbeiten, dann sind es immer Filme über Außenseiter und über Eigenwillige, die ich gemacht habe. Möglicherweise hat das mit den Erfahrungen der Kindheit zu tun. Ich weiß es nicht. Aber vielleicht hat es auch damit zu tun, dass ich mich als Außenseiter sehe und nie zu einer Gruppierung gehört habe und immer noch nicht gehöre. Aber wissen Sie, eigentlich interessiert mich nicht wirklich,

was hinter mir liegt. Ich schaue mir zum Beispiel meine Filme nicht mehr an. Nicht weil ich sie nicht gerne haben, sondern weil sie ihr Eigenleben haben. Deshalb kann ich sie loslassen. Im Gegensatz zu dem, was vor mir liegt. Da kommt wieder meine Neugierde hoch. Das, was vor mir liegt, ist mein Weg, wo auch immer er hinführt.

? Wie sehen Sie überhaupt Filme von anderen Regisseuren? Sehen Sie die vielen Menschen, die außerhalb des Bildes am Set arbeiten?

! Nein. Ich bin ein naiver Zuschauer, Grundsätzlich mag ich Filme. Ich bin ein Zuschauer, der einfach zu genießen versucht, was da ist.

? Wie oft gehen Sie ins Kino?

! So oft ich kann. Ich bin im Vorstand des „Foreign Language Film Award Committee“ der Academy und da sehe ich von Mitte Oktober bis Mitte Januar 60 Filme. Im Kino. Das ist Pflicht, weil man sonst darüber nicht abstimmen darf.

? Welcher Film hat Sie in jüngster Zeit besonders beeindruckt?

! Als letzten? „Hugo“ von Martin Scorsese. Was mich bei Scorsese fasziniert ist diese Passion für das Medium Film, die man bei ihm spürt. Und diese Zuneigung zu den Charakteren und den visuellen Umsetzungen. Mit Dante Ferretti als Ausstatter. Ein fantastisches Production Design. Das ist ein Fest zum Anschauen. So was macht mich richtig glücklich. Da bin ich wie ein Kind.

? Was werden Sie als Nächstes drehen?

! „Die Schwarzen Brüder“ mit Moritz Bleibtreu – in Nordrhein Westfalen, Südtirol und im Tessin.

? Was wünschen Sie sich für die nahe und die mittlere Zukunft?

! Erst mal, dass viele Zuschauer den „Dällebach Kari“ sehen. Weil ich dort auch sehr viel privates Geld eingebracht habe. Und mittelfristig gute Gesundheit und viel Spaß bei der Arbeit. Denn jedes Projekt ist neu und ich hoffe, dass mir die Lust an der Arbeit und die Neugier erhalten bleibt. 🍷

DAS SCHWYZER MATTER- HORN

WIE DIE MYTHEN ZU
IHREM NAMEN KAMEN.

von Nathalie Henseler

my schwyzz

In einem übergrossen Gemälde, dramatisch mit aufsteigenden Wolken inszeniert, sind die beiden *Mythen* im Nationalratssaal des Bundeshauses in Bern an die Wand gemalt. So hat sich Friedrich Schiller wohl von Johann Wolfgang Goethe diese eindrückliche Berglandschaft gegenüber dem Rütli schildern lassen, bevor er im Jahr 1803 zur Feder griff und den Wilhelm Tell schuf. Goethe reiste nämlich auf dem Weg nach Italien durch den Talkessel von Schwyz und konnte sich mit eigenen Augen ein Bild von den beeindruckend wirkenden *Mythen* machen. Die erhabene Gestalt erhielten die *Mythen* durch ihre geologische Besonderheit – sie sind mit dem Matterhorn verwandt, denn beide Gipfel sind Klippen. Klippen entstehen, indem das umliegende Gestein der mächtigen Gesteinsdecken durch Erosion mit der Zeit abgetragen wird und am Ende ein weitgehend freistehender Berg übrig bleibt.

Zurück zu Friedrich Schiller. Im Szenenbeschrieb des ersten Aufzugs seines «Wilhelm Tell» schreibt er: «Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur rechten im fernen Hintergrund sieht man die Eisgebirge». Wo sind bloss die *Mythen* geblieben? Ganz einfach – Schiller nennt sie *Haken*, so wie sie auch von einigen zeitgenössischen Reiseschriftstellern und Topografen genannt werden.

Wenn man von den *Mythen*, mundartlich *d'Miite*, spricht, meint man eigentlich das ganze Bergmassiv. Diese wie Einzahl benutzte Mehrzahlform hat in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, dass die Berge je länger je mehr einzeln als Maskulinum bezeichnet werden. Dabei handelt es sich ganz klar um eine stolze Innerschwyzerin, wie die alten Dokumente zeigen: *Jtem vnd in sölicher wy form und gstat bannen vnd verpannen wir die Mitten, Rottenfluo, den Steiner bärg u, die Gnipen, die Rige vnd die Hon Fluo (1490),*

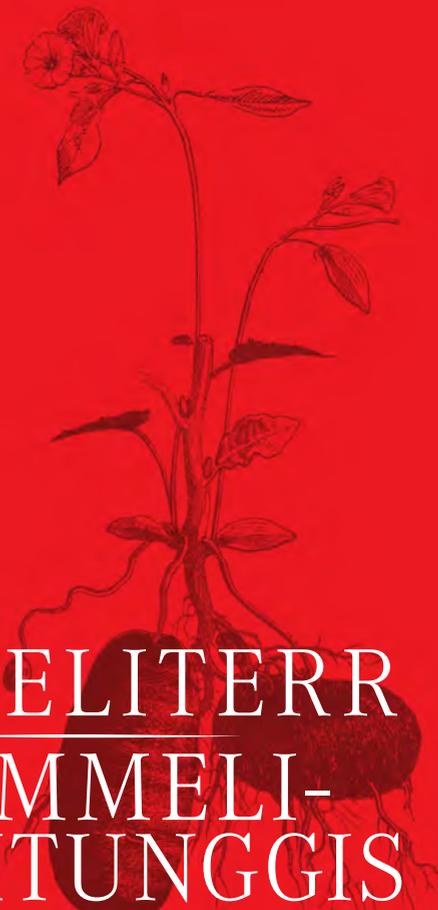
vnder der Mitten gelegen (1521), stost obsich an bann vnder der Mÿten (1576), Alb. Alb, Alp, ein Wasser, welches in dem Land Schweitz entspringt, von der Myte herkommt (1747). Auch Albert Heim nennt sein Panorama von der Grossen Mythe aus dem Jahr 1866 in der althergebrachten femininen Form und schreibt in einer Fussnote dezidiert: Es heisst die *Mythen*, und nicht der *Mythen*. Laut Viktor Weibel vom Schwyzer Namenbuch ist der feminine Name *Miten* neben Schwyz auch im Kanton Uri mehrfach belegt. Dabei werden im Kanton Uri freistehende Felssäulen mit diesem Namen bezeichnet. Ein besonderes Beispiel ist vielleicht der sogenannte *Schillerstein*, ein hinkelsteinförmiger Fels, der in der Nähe des Rütli aus dem Vierwaldstättersee ragt. Bevor dieser Fels «Dem Sänger Tells» gewidmet wurde, hiess er *Miitenstein*. Weibel deutet den Bergnamen als Reliktwort zu lateinisch *mêta* ‚Säule, kegel- oder pyramidenförmige Figur‘. Romanisches *-ei-* wurde im Alemannischen zu langem *-i-*. Im Schwyzer Namenbuch schreibt Weibel: «Im Fall der Namen in Uri und bei unserem Bergnamen muss man von grossen, aufragenden Fels- oder Steinblöcken bzw. von der gewaltigen und überaus dominanten Pyramidenform als namenbestimmenden Elementen ausgehen». Eine Pyramide, die es dank Schiller zur Kulisse des weltweit bekanntesten Schweizer Heldenepos gebracht hat. 📍

📖 GIPFELGESCHICHTEN – WIE DIE SCHWEIZER
BERGE ZU IHREN NAMEN
KAMEN

Von Nathalie Henseler
205 x 270 mm, 192 Seiten
80 Farbfotos,
durchgehend vierfarbig
Hardcover, matt laminiert
ISBN: 978-3-03781-009-5



Die Mythen, wie sie
nur wenige sehen
FOTO: Stefan Zürrer



KANTONESISCHES

BUMMELITERR & GUMMELI- SCHTUNGGIS

von Nathalie Henseler

DER SCHWYZER REDET NICHT MIT JE-
DEM. WEIL ER WEISS, DASS NICHT JEDER
WAS ZU SAGEN HAT. ABER DAS HAT
NICHTS ZU SAGEN. DENN ER LIEBT DAS
LEBEN. UND VERSTEHT DIE WELT. ABER
DIE WELT NICHT IMMER IHN. DAS LIEGT
JEDOCH WEDER AN IHM NOCH AN IHR.
SONDERN AN DER SPRACHE.

HIER DER ERSTE VON VIELEN SCHWY-
ZER BEGRIFFEN, DIE NICHT-SCHWYZERN
HELFFEN SOLLEN, DIE EINWOHNER
DIESES HERRLICHEN KANTONS BESSER
ZU VERSTEHEN.

Unter den Schweizern verteilt man gerne mit einem Augenzwinkern Komplimente, die sich in den Übernamen für die Bewohner einer Region niederschlagen. Wie der Begriff der Gummeli-Schwyz, der sich vor allem bei den benachbarten Kantonen eingebürgert hat. Woher kommt dieser eher an Radreifen erinnernde Ausdruck und was bedeutet er? Die Spurensuche führt in die Jahrhunderte der Söldnerschaft zurück – die Schwyzer waren ja bekanntlich als Reisläufer in ganz Europa unterwegs. Was hin und wieder in sprachlichen Relikten auftaucht, wie eben beim Gummel. Mit Gummel oder Gummeli werden in Innerschwyz die Kartoffeln bezeichnet. Und damit natürlich sämtliche kulinarischen Varianten wie Gummelischtunggis (Kartoffelstock), Hülschägummel (Schalenkartoffeln), Gummeluflauf (Kartoffelgratin), Brat-, Lauch- oder Salzgummel (Brat-, Lauch-, bzw. Salzkartoffeln). Angeblich wurden die ersten Kartoffeln von einem Söldner im Jahr 1727 in den Kanton Schwyz genauer nach Arth gebracht. Dort, auf dem Hof mit dem klingenden Namen Gummi, wurden dann die ersten Exemplare erfolgreich angepflanzt – und erhielten auch gleich ihren eigentümlichen Namen. Unter Namenforschern ist diese Theorie allerdings umstritten. Sie vermuten eher, dass der Schlüssel in der allgemeinen Bedeutung des Ausdrucks Gummel ist. Mit Gummel werden runde, knollenförmige Etwas, oder von Hand gezeichnete kleine Kreise bezeichnet. Am Ausgangspunkt unseres kulinarischen Gummels stehen zwar tatsächlich französische Söldner, die haben nicht nur die Knolle importiert, sondern vor allem ein Wort: Pommes de terre, in der Schwyzer Mundart „Bummeliterr“ ausgesprochen. Von Bummeliterr über die Kurzform Bummeli ist es dann nicht mehr weit zu Gummeli. ☺

ERST PRÜFEN, DANN INVESTIEREN – UND ZWAR RICHTIG!

WIE MAN AUS 10 MILLIONEN
20 MACHT – MILLIONEN! DER
PFÄFFIKONER INVESTMENT-
BANKER DR. ILIAS LÄBER
ERZÄHLT ÜBER SEINE ARBEIT
UND WIE ER DIE ZUKUNFT
FÜR DEN BANKENPLATZ
SCHWEIZ SIEHT.

Der 7200-Seelen-Ort Pfäffikon am Zürichsee ist – neben New York und Shanghai – einer der großen Finanzplätze der Welt. 100 Milliarden Euro werden von hier in aller Welt verwaltet. Erstaunlich aber wahr. Grund genug, um sich in diesem erlauchten Kreis einmal umzuhören und zu erfahren, was den besonderen Reiz von Pfäffikon ausmacht, wie ein Insider die derzeitige Situation an den Finanzmärkten einschätzt und wie er die Zukunft des Bankenplatzes Schweiz sieht. Die Rede ist von Dr. Ilias Läber, Partner und Schweizer Chef der Cevian Capital AG, die fünf Milliarden Euro verwaltet – und damit zu den „Kleineren“ der Branche zählt. Er hat seinen Doktor der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Zürich gemacht, ist blitzschnell im Kopf und von erfrischender Klarheit in seinen Analysen und Aussagen.

? Dr. Läber, Pfäffikon gehört zu den wichtigsten Finanzplätzen der Welt. An der Größe des Ortes kann das nicht liegen. Warum sind Sie in Pfäffikon?

! Ursprünglich sind wir eine schwedische Firma, die in den deutschsprachigen Raum expandiert ist und dort auch ein Office haben wollte. Wir haben uns deshalb Orte angeschaut wie Frankfurt,

Genf, London und Zürich. Doch weil einer der beiden Gründer dieses Office selbst aufbauen wollte und ein großer Freund der Berge, des Skifahrens und von Outdoor-Activities ist, war die Präferenz für die Schweiz klar.

Der Zuschlag fiel zugunsten von Pfäffikon, weil die steuerliche Attraktivität und vor allen Dingen Flexibilität des Kantons Schwyz nicht zu schlagen war. Wissen Sie die Steuerbehörde des Kantons Schwyz sieht sich als Dienstleistungszentrum für die Bevölkerung. Ihre Grundhaltung ist nicht, den Steuerzahlern zu misstrauen, sondern in einem partnerschaftlichen Umgang das Thema „Steuern“ anzugehen. Das hat uns überzeugt.

? Denken Sie, dass das für die anderen Finanzdienstleister ebenfalls wichtig ist?

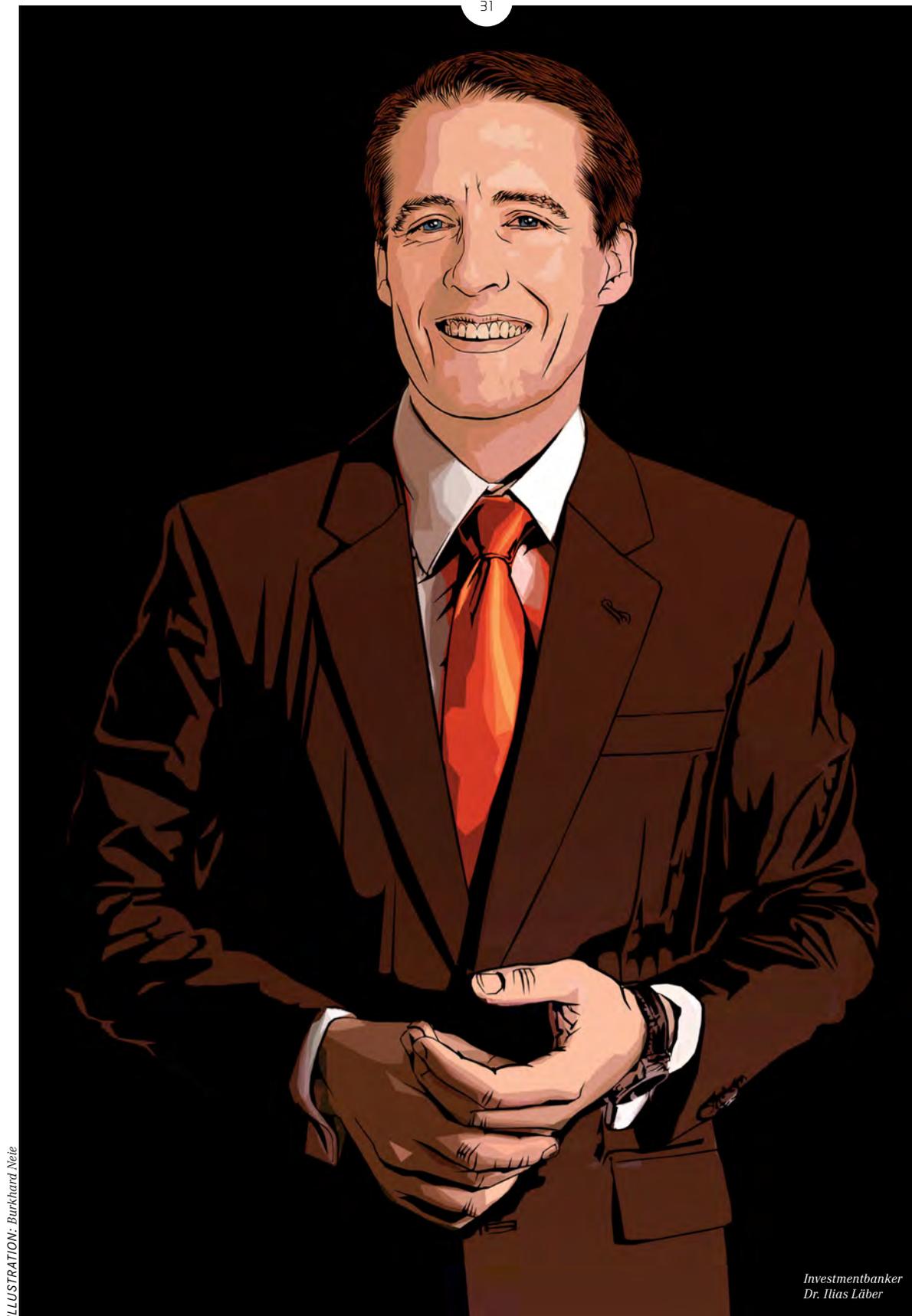
! Finde ich schon. Die tiefen Steuern sind zwar interessant aber ich denke gerade die Flexibilität der Steuerverwaltung des Kantons ist ein wichtiger Punkt, weil viele Unternehmen aus der Finanzbranche sehr eigene Strukturen haben.

? Noch eine Verständnisfrage: Sie sind KEIN Hedgefond?

! Nein, wir „hedgen“ nicht. Wir „leveragen“ auch nicht.

? Bitte? Können Sie das einem schlichten Gemüt wie mir in einfachen bäuerlichen Worten erklären?

! (lacht) Klar. Also: „Hedgen“ bedeutet, Investitionsrisiken mit bestimmten Finanzkonstrukten abzusichern. „Leveragen“ bedeutet nicht nur das eigene Kapital zu investieren, sondern auch noch zusätzliches Kapital, das man sich von einer



Bank zu einem bestimmten Zinssatz ausleiht. Das ist dann wie ein Hebel – englisch „leverage“ – mit dem man eine größere Kraft ausüben kann, wodurch der Profit überproportional steigt, weil man an die Bank ja nur einen festen Zins zahlen muss. Vorausgesetzt die Entwicklung des Investments geht in die Richtung, die man vorhergesagt hat. Schlägt die jedoch in die entgegengesetzte Richtung um, so dass Verluste entstehen, obwohl man auch noch das geliehene Geld an die Bank zurückzahlen muss, dann fliegt einem der Hebel um die Ohren und man hat echte Probleme. Beides tun wir bei unseren Investments nicht. Wir sind da ziemlich konservativ unterwegs.

„Research makes the difference“

? Was unterscheidet Sie dann von anderen Funds, die auch in börsennotierte Unternehmen investieren?

! Wir diversifizieren unsere Investitionen nicht auf möglichst viele unterschiedliche Unternehmen, sondern wir machen das Gegenteil – wir fokussieren. Die meisten Investoren gehen davon aus, dass man durch Diversifikation das Risiko minimieren kann. Wir machen aber das Gegenteil: Wir investieren in nur zehn Firmen. Und diese zehn schauen wir uns vorher sehr gründlich an, manchmal sogar mehrere Jahre, in denen wir diese Firmen verfolgen und in denen wir am Ende netto zwei Leute fulltime darauf ansetzen, um von außen zu verstehen, wie diese Unternehmen arbeiten – und welche Chancen sich für die Wertentwicklung der Unternehmen ergeben. Wir sprechen dabei auch mit Konkurrenzunternehmen, schauen in der ganzen Welt die lokalen Niederlassungen an und versuchen die Marktentwicklungen im Segment dieses Unternehmens zu verstehen. Das ist unsere Art durch intensive Recherche das Risiko bei der Investition zu reduzieren.

? Sind es kleinere Unternehmen, die Sie ins Visieren nehmen?

! Nein, nein, das sind richtig Große. Wir investieren zur Zeit fünf Milliarden Euro und verteilen das auf zehn Unternehmen. Das heißt 500 Millionen Euro pro Investment. Und dafür wollen wir

typischerweise fünf bis 15 Prozent der Aktien an dem Unternehmen kaufen. Mehr nicht, weil es oft schwierig ist, an einem börsennotierten Unternehmen mehr als 15 Prozent zu kaufen. Daraus ergibt sich eine bestimmte Größe, die die Unternehmen haben müssen, und zwar von mehreren Milliarden Euro Marktkapitalisierung.

? Zum Beispiel?

! BilfingerBerger in Deutschland – einer der Großen in der Baubranche – da besitzen wir 15 Prozent und sind damit der größte Aktionär. In der Schweiz sind wir am Basler Logistikunternehmen Panalpina ebenso beteiligt wie an den schwedischen Volvo Trucks, am finnischen Industriekonglomerat Metso ebenso wie an der englischen Versicherung Old Mutual und der dänischen Danske Bank. Reicht das?

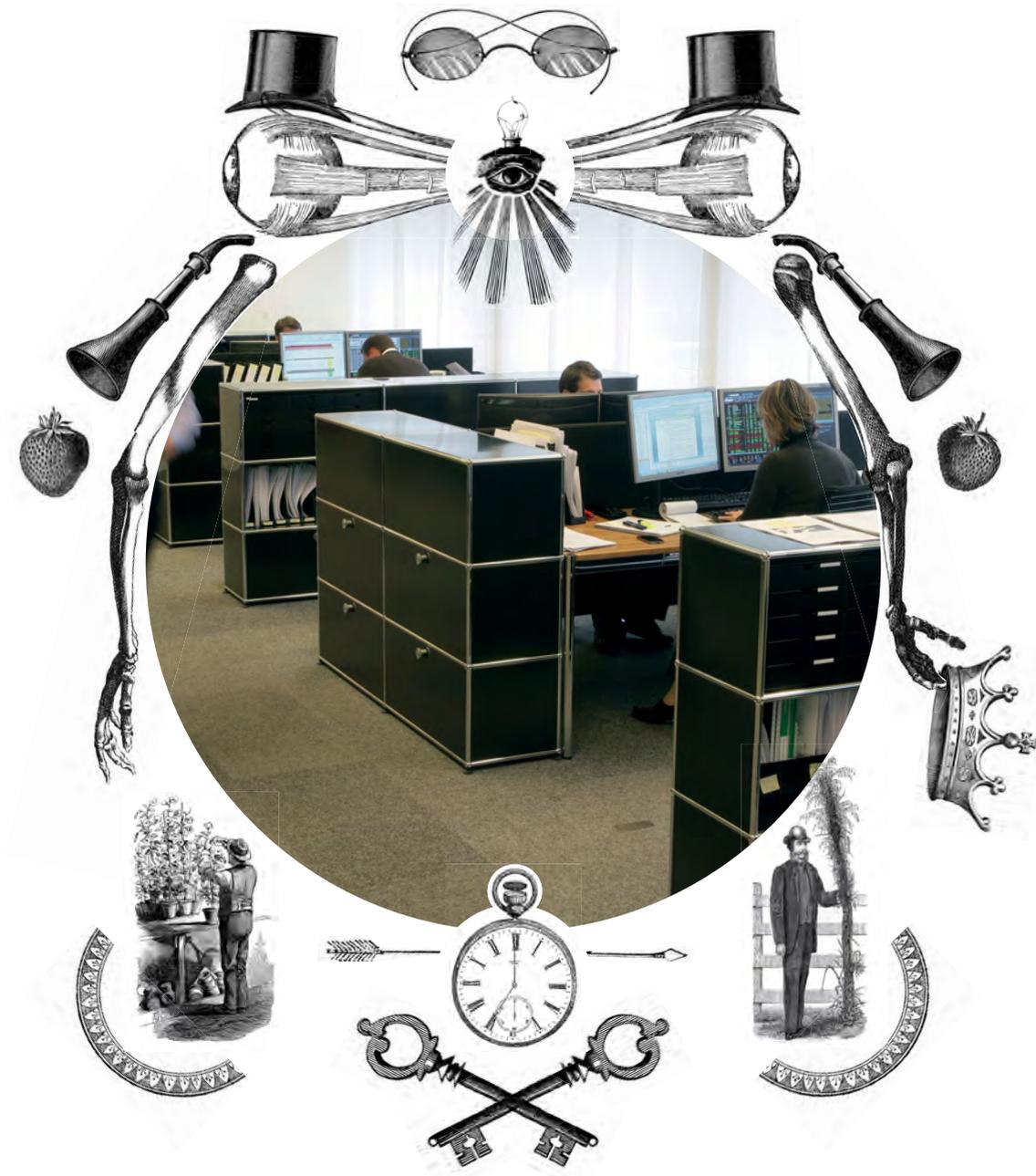
? Da sind Sie aber schön breit aufgestellt.

! Für unsere Investitionsstrategie ist es wichtig, dass man sich mit den Gepflogenheiten des Kulturkreises auskennt, in dem die Firmen sind. Dass man deren Sprache spricht, ihren Spirit versteht und die Mentalität kennt, weil wir ja meistens mit den Mitarbeitern dieser Unternehmen später eng zusammenarbeiten – und auch im Aufsichtsrat vertreten sind. Daran sehen sie: Wenn wir investieren sind wir nicht passive Investoren wie viele, die nur diversifizieren, sondern wir haben für jedes einzelne Investment ganz klare Ideen wie sich das Unternehmen weiter entwickeln kann.

Ein erfreulich verantwortungsbewusster Ansatz

? Dann muss man sich in dem Bereich aber auch gut auskennen.

! Das ist so. Deshalb verwenden wir auch so viel Zeit für die Analyse, weil wir sie selber machen. Wir verlassen uns nicht auf das, was uns irgendwelche Experten sagen. Wir hören sie uns natürlich an. Aber die letztgültige Meinung bilden wir uns selbst – durch Eigenrecherche. Wir wollen einfach nicht nur der größte Investor



in dem Unternehmen sein sondern auch sein bestinformatierter Aufsichtsrat – und wir wollen das Unternehmen verstehen. Dabei kommt auch der Aspekt ins Spiel, dass wir nicht „geleveraged“ sind. Denn wenn wir das wären, dann wäre unsere Rendite durch den „Hebel“ sehr viel höher als bei den anderen Aktionären und das könnte zu Interessenkonflikten führen. Das wollen wir aber nicht. Denn als Aufsichtsrat hat man die Pflicht im Sinne aller Aktionäre zu denken und zu handeln.

? Woher kommt dieser verantwortungsvolle Umgang mit Wirtschaftsmacht? Das ist in diesen von Gier gezeichneten Zeiten ja eher ungewöhnlich.

! Es wird vielleicht nur selten gemacht, weil es nicht so einfach ist. Denn einerseits muss man die analytischen Fähigkeiten haben, interessante

Wir wollen nicht „mehr“, sondern eher „weniger“. Das dafür dann aber gut.

Investitionsmöglichkeiten zu erkennen. Und andererseits muss man mit den Unternehmen interagieren können. Das ist ein Bereich, den viele Investoren nicht gewohnt sind, denn dazu bedarf es gewisser sozialer Kompetenzen wie Finger-spitzengefühl, die Fähigkeit einzuschätzen, was man in einem Unternehmen in einem Zeitraum von drei bis sieben Jahren – so lange bleiben wir investiert – erreichen kann. Da sind mehr „soft skills“ gefragt, wohingegen bei der analytischen Sache mehr die Kopfarbeit gefragt ist.

? Haben Sie zum Beispiel zu einem Bauunternehmen wie BilfingerBerger Visionen, wie die ihr Unternehmen ausbauen könnten?

! Wir sind nicht diejenigen, die irgendwo einsteigen und dann versuchen, die Unternehmensstrategie komplett um 180 Grad zu drehen. Wir suchen uns eher Geschäftsmodelle, wo ein Produkt hergestellt wird, von dem wir annehmen, dass es auch in zehn Jahren gebraucht wird, bei dem wir aber auch glauben, dass noch Entwicklungspotential drin ist – zum Beispiel durch Fokussierung auf die Kernkompetenzen. Wir sind weniger die Visionäre, sondern eher diejenigen, die schauen, dass die Unternehmen das, was sie tun, gut machen, damit am Ende eine gute

Profitabilität herauschaut. Wir wollen also nicht „mehr“, sondern eher „weniger“. Das dafür dann aber gut.

? Welche Rendite kommt bei diesem Modell zustande?

! Das schwankt natürlich über die Jahre. Aber im Schnitt – und wir praktizieren diese Strategie seit 16 Jahren – so 20 bis 25 Prozent Rendite pro Jahr.

? Wow! Das finde ich aber sehr ordentlich.

! Ja, vor allem, wenn man bedenkt, dass das nicht geleveraged worden ist.

? Von wem sind dann die fünf Milliarden Euro? Von Banken?

! Nur von institutionellen Anlegern, hauptsächlich von amerikanischen Pensionskassen. Wir sind kein Mutual Fund, also kein Fund, der für Privatinvestoren offen steht, weil wir SEC reguliert sind – das ist die dafür zuständige amerikanische Regulationsbehörde – die man braucht, wenn man mit amerikanischen Pensionskassen zusammenarbeitet. Zwei Drittel unserer Anleger sind solche Pensionskassen. Unsere Kunden geben uns das Geld fest – für drei Jahre. Das heißt, sie geben es uns heute und haben das Recht, es erst in drei Jahren wieder zu bekommen. Bis dahin haben sie keinen Zugriff darauf. Das ist wichtig für unsere Strategie, damit wir nicht ungeplant Druck von unseren Geldgebern bekommen, gerade dann zu verkaufen, wenn die Kurse tief sind. Ein solches Konzept ist in den heutigen Zeiten nicht einfach zu vermitteln, weil die meisten Investoren kurzfristig orientiert sind. Aber nur so haben wir die Möglichkeit, in Unternehmen zu investieren, von denen wir glauben, dass der Einstieg attraktiv ist und die Aktie über drei bis sieben Jahre zulegen wird. Wir werden also nicht monatlich oder quartalsweise gemessen, sondern wir erzielen eine Rendite von 60 Prozent bis 100 Prozent in diesen drei bis sieben Jahren. Solange dauert das typischerweise, wenn man umfassende und nachhaltige operative Verbesserungen in einem großen Unternehmen realisieren möchte.

? Das ist ziemlich sportlich.

! Ja schon. Aber mit unserem stark fokussierten Portfolio entsprechen wir eben nicht der klassischen Investitionstheorie. Das schreckt viele Investoren ab. Aber mit der Geldakquisition bin ich nicht befasst. Das macht unser Büro in London.

? Um was kümmern Sie sich hier in Pfäffikon?

! Wir hier in Pfäffikon arbeiten mit zur Zeit noch elf – bald 13 – Mitarbeitern an der Recherche für neue Investments und dann an der Begleitung, wenn wir dort investiert sind.

Und der Bankenplatz Schweiz?

? Sie sind im Finanzwesen tätig – einem für die Schweizer Wirtschaft wichtigen Bereich. Wie sehen Sie die derzeitige Situation der Banken in der Schweiz – also nach den Veränderungen, die die USA und jetzt auch Deutschland eingefordert haben?

! Die Banken haben lange die wahren Signale in den Wind geschlagen und haben sich nicht von sich aus bewegt. Das Geschäftsmodell, das sie lange Jahre betrieben haben, ist jetzt tot. Sie müssen sich neu orientieren. Das wird schmerzhaft in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren werden. Aber das ist ein normaler Veränderungsprozess. Denn wer nicht rechtzeitig mit den Veränderungen mitwachsen will, auf den wartet die harte Tour. Das ist in der Wirtschaft genau so wie im Leben. Die Renditen, die die Banken ausländischem Kapital in der Schweiz angeboten hatten, waren ja noch nie besonders attraktiv, sondern der große Effekt war, dass man als Ausländer 30, 40 oder 50 Prozent Steuern sparen konnte. Diese „goldenen Zeiten“ sind jetzt vorbei.

? Das hört sich ein wenig mitleidlos an.

! Ist es auch. Und wie das jetzt mit der Weißgeldstrategie funktionieren soll, verstehe ich noch nicht so ganz. Das einzige, wie man jetzt damit Geld verdienen könnte, ist, dass die Rendite für den Kunden exzellent ist und ihm einen echten wirtschaftlichen Nutzen bietet. Aber davon ist man noch weit entfernt. Der Service der Banken

in der Schweiz ist natürlich nicht schlecht. Aber ich denke mal, dass der Service in Deutschland auch nicht schlechter sein wird, wenn man dort zur Bank geht. Was ist also der „added value“?

? Noch eine Frage zu den Entwicklungen der Finanzbranche: Der Bridgewater Hedgefondsmanager Ray Dalio hat im Jahr 2011 knapp vier Milliarden Dollar verdient. Als Einzelperson. Das ist doch alles nicht mehr gesund! Deshalb meine Frage: Schafft sich der Kapitalismus gerade selber ab – durch die gnadenlose Gier, die die meisten seiner Vertreter an den Tag legen?

! Eine schwierige Frage. Ich denke, in den letzten Jahren haben die Banken eine zu dominante Stellung im System eingenommen. Wenn dann sehr viele Banker dabei um ein vielfaches mehr verdienen als die Leute, die ein Industrieunternehmen lenken, dann ist das eine ungesunde Entwicklung. Banken sind ein wichtiger Dienstleister für die Realwirtschaft – da besteht kein Zweifel. Auch nicht daran, dass der Kapitalismus das richtige Wirtschaftskonzept ist. Aber es muss gelingen, dass die Banken nicht nur für sich selber als Selbstzweck da sind, sondern ihre Aufgabe als Dienstleister wahrnehmen und dafür eine faire Entlohnung bekommen. Denn je mehr Geld bei den Banken liegt, desto mehr Geld wird der Realwirtschaft entzogen, wodurch sich die Banken immer mehr aufblähen – ohne dass eine eigentliche Substanz dahinter ist. Das verschieben großer Geldsummen von A nach B schafft ja keinen Mehrwert! Das hat sich durch die Finanzkrise zwar ein wenig korrigiert, aber reicht das schon? Ich denke nicht. Vermutlich werden schon wieder an anderer Stelle neue Blasen erzeugt, denn die Geldmenge, die von den Staaten in den Markt gepumpt wurde, ist extrem hoch – ohne dass sie in den Umlauf gekommen wäre. Im Gegenteil: Sie liegt bei den Banken. Und was die damit tun, wissen wir im Moment noch nicht. Deswegen muss man das Ganze weiter kritisch und sehr genau beobachten.

Also ehrlich gesagt, bin ich froh, dass ich nicht bei einer Bank arbeite, sondern bei einem Asset-Manager.

? Dr. Läber, wie heißt es im „SPIEGEL“ am Ende eines Interviews immer so schön: „Wir bedanken uns für das Gespräch“. 🍷

ZWEI GEBANNTÉ MÖNCHÉ

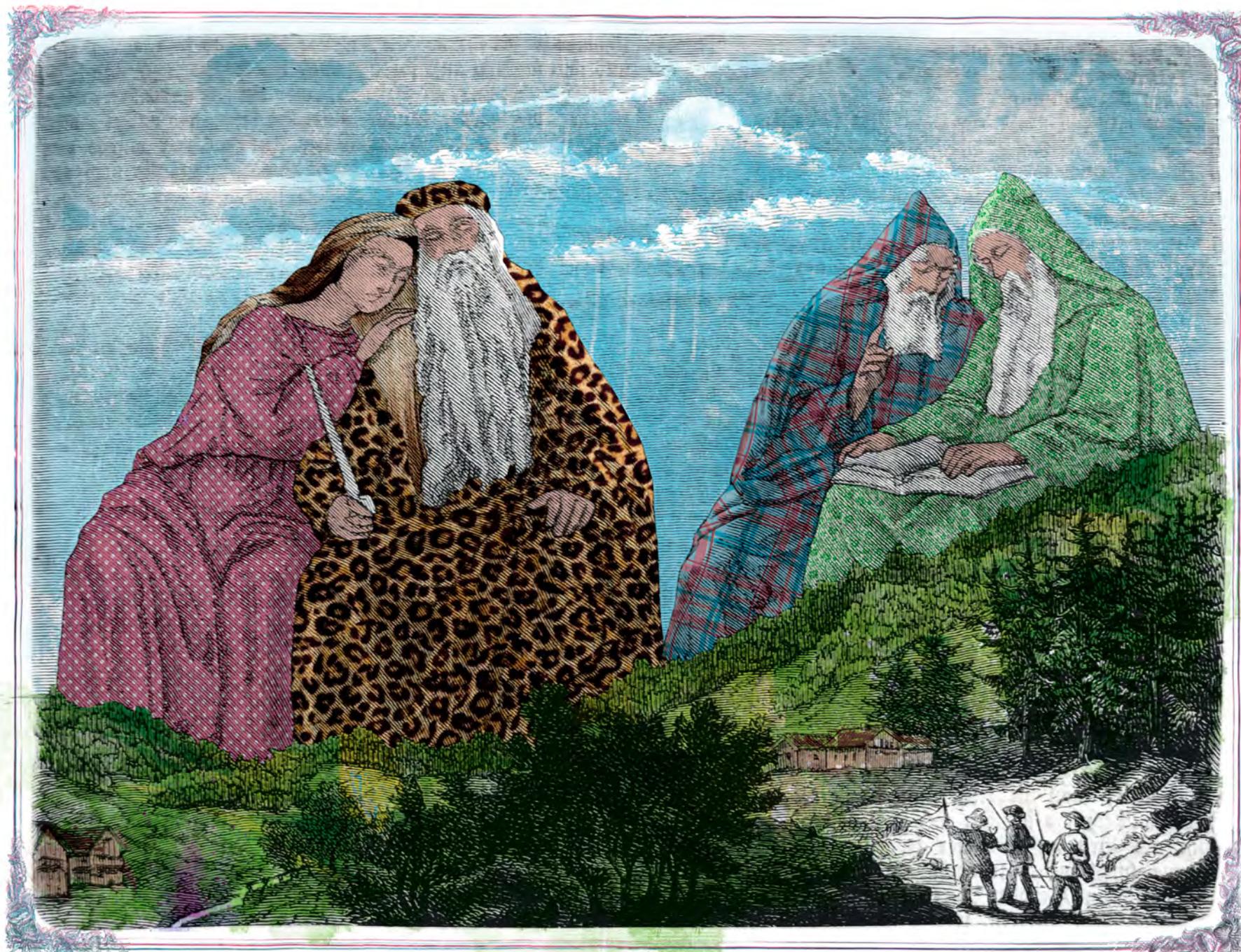
DIE SAGE UM DIE
KLEINEN MYTHEN.

von Hans Steinegger

Vor vielen hundert Jahren lebte in Einsiedeln ein frommer und gelehrter Mönch, Bruder Witpert genannt. Er wollte alle Geheimnisse der Religion ergründen. So ging er manchmal mit einem grossen Buch entlang der Alp spazieren. Der Bach galt gemeinhin als zahm; aber es gab auch Zeiten, da floss er wie ein böser Wildbach. Als Bruder Witpert wieder einmal mit seinem Buch in der Hand der Alp entlang spazierte, kam er an eine Stelle, wo bis heute ein Helgenstöcklein steht. Hier begegnete er einem absonderlichen Wunderding. Ein holdseliger Knabe, nicht anders als ein himmlisches Englein, stand da und fragte: „Bruder Witpert, was machst du da?“ Witpert antwortete: „Ich muss viele Geheimnisse erschliessen.“ Da meinte der Engelknabe: „Das wirst du nicht können. Gehe zu Bruder Wernher, der weiss davon mehr als du.“ Da wurde Witpert beinahe böse und meinte: „Was, Bruder Wernher? Der ist ein gar einfältiger Talk, kann nicht lesen, nicht schreiben, nicht Messe lesen. Lieber will ich selber forschen und studieren, solange die Mythen stehen, als Bruder Wernher fragen.“ Alles andere als freundlich sprach der Engel: „So soll es sein: Willst du den demütigen Bruder Wernher nicht fragen, so musst du auf der Mythe studieren, so lange sie steht. Würdest du noch gern den einfältigen Bruder Wernher fragen, stirbt dieser drei Tage vorher, marschierst schnurstracks in den Himmel und nimmst alle Geheimnisse mit. Sein Schatten wird vor dir schweben, aber auf deine Fragen nicht antworten.“ Bruder Witbert ist seither verschwunden. Viele Hirten und Jäger haben ihn aber auf der Kleinen Mythe mit einem grossen Buch in der Hand gesehen, besonders um die Fronfastenzeit. Und auf dem andern Felsen, dem Haggenspitz, ist ein anderer Mönch, der Bruder Wernher. Er ist es aber nicht selber, sondern nur sein Schatten. Wernher ist drei Tage darauf gestorben und hat zuvor erzählt, was mit Bruder Witpert geschehen ist. 🍷

WORTERKLÄRUNGEN

- Helgenstöcklein: Bildstock oder Heiligenhäuschen
- Fronfasten: ursprünglich mit (fleischfreiem) Fasten, Gebet und Almosengeben verbundene Busstagen



Grosse (links) und kleine (rechts) Mythen –
Zeichnung aus dem „Einsiedler Kalender“
von 1875

↳ Hans Steinegger, „Einsiedler PilgerSagen“, 150 Sagen aus der Schweiz, Süddeutschland, Österreich und Südtirol. Alle kreisen um den mystischen Wallfahrtsort Einsiedeln kreisen. Schwyz 2010, ISBN 978-3-9523700-0-1, Fr. 29.80. Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Riedter Verlag, Oberfeld 3, 6430 Schwyz (www.riedter-verlag.ch)



Die hochprozentigen Brüder Tony (rechts) und Andreas Z'graggen (links)

ILLUSTRATION: Burkhard Nele

my schwyz



AUSGEZEICHNET!

WIE DIE LAUERZER BRÜDER Z'GRAGGEN ZU „BRENNERN DES JAHRES“ WURDEN.

Aus dem Kanton Schwyz kommt nicht nur die beste Schokolade der Schweiz sowie das Schweizer Offiziersmesser. Nein, hier werden auch hochprozentige Geister in Flaschen gefüllt, die im In- und Ausland gerne mit den Spitzen der Schweizer Kulinarik verbunden werden. Grund genug, sich einmal die Brennerei der Gebrüder Z'graggen anzuschauen.

Ihre Vorfahren kamen aus Uri und waren – so die Historie – an der Gründung der Eidgenossenschaft aktiv beteiligt. Heute brennen Tony Z'graggen und sein Bruder Andreas für andere geisthaltige Themen lichterloh – nämlich für hohe Qualität beim Schnapsbrennen.

Eigentlich ist das Wort „Schnaps“ unpassend. Zu trivial. Zu wenig fein. Denn auch wenn die Z'graggens große Brenner sind und im vorigen Jahr 425 000 Liter Destilliertes ihr Haus verliessen, so legen sie dennoch Wert auf Qualität. Oder besser gesagt: Gerade deswegen. Denn zu ihren Kunden gehören so Urschweizer Unternehmen wie die Migros, Emmi, Camille Bloch und Lindt & Sprüngli. Wer also die „Kirschstengeli“ gern hat, trinkt Destilliertes aus dem Hause Z'graggen. Und wer im Herbst das Fertigfondue von Emmi ansetzt, mischt es mit

Kirschwasser der Z'graggens. Selbst in der legendären Zuger Kirschtorte weht der Kirschgeist aus dem Schwyzer Lauerz – und wird so in alle Welt versandt. All das geht nur, wenn das Destillat von hoher Qualität ist. Und genau damit haben die Z'graggens eine jahrzehntelange Partnerschaft mit diesen großen Schweizer Marken begründen können.

Neben solchen Produkten für Großabnehmer liegt den beiden Brüdern aber auch der Geist in der Flasche am Herzen. Denn hier können sie ihre Meisterschaft an unterschiedlichen Themen erproben. Man muss sich das so vorstellen wie bei einem Sternekoch: Die Raffinesse lernt er nur durch ständiges Ausprobieren von Neuem. Und durch Neugier. Und das Tüfteln wie er den Geschmack einer Speise zu seinem Höhepunkt bringt und mit anderen Nuancen flankiert, um durch solch eine außergewöhnliche Ergänzung das Bukett abzurunden und zu einer eigenen Note zu verdichten. Genau so gehen auch die Z'graggens vor. So erzielen sie bei ihrem Kirschwasser aus Wildkirschen, die nur wenig Fruchtfleisch haben aber dafür – vergleichbar einer Walderdbeere – hochkonzentriertes Kirscharoma enthalten, einen ganz besonderen Kirsch. Aus dem hohen Steinanteil der Wildkirsche destillieren sie eine zusätzliche Bittermandelnote in den Kirsch, der ihn aber nicht verniedlicht, sondern ihn mit einer ganz eigenen und selten anzutreffenden Eigencharakteristik ausstattet. Wer es etwas weicher liebt, ☘

für den brennen sie das „Lauerzer Kirschwasser“ aus sortenreinen Lauerzer Kirschen. Einer ganz eigenen Kirschenart, von denen es übrigens insgesamt erstaunliche 500 verschiedene Sorten in der Schweiz gibt. Wer es ganz klassisch mag, für den gibt es bei Z'graggens DAS Kirschwasser im Regal. Daran ist zu erkennen, dass die beiden Brüder auch bei den Hochprozentigen feine Geschmacksnuancen anstreben. Und erreichen.

Von den 55 verschiedenen Spirituosen, die sie brennen, haben 54 eine Goldmedaille gewonnen. Diese ausgezeichnete Palette reicht vom „Schnaps des Jahres Honig-Kräuter“ über Klassiker wie Vieille Prune oder Pflümliwasser und Exoten wie einen achtjährigen Schweizer Single Malt Whisky bis zu Edeltrestern aus Amarone-Trauben, dem Nocino, einem weiteren Schnaps des Jahres, und dem aus dem Neuenburger „Val de Travers“ stammenden Absinth, der wie in früheren Zeiten „Grüne Fee“ heißt. Allerdings braucht man bei diesem Absinth nicht zu befürchten, dass man wie Toulouse-Lautrec der Abhängigkeit zum Opfer fällt, da die abhängig machende Wirkung des Wirkstoffes „Thujon“ in neueren Studien nicht nachgewiesen werden konnte.

Und so pflastern Goldmedaillen die Wände der „Schaubrenni“. Die beiden Brüder brennen nicht hinter verschlossenen Türen, sondern öffentlich. In einem blitzblanken, von großen Fenstern erhellten Brennraum, in dem acht Brennhäfen stehen mit einer Tageskapazität von 5400 Kilogramm. Der Brennraum und alle anderen Räume der Brennerei können besichtigt werden. Da lernt man dann wie wichtig gutes Brennmaterial ist und woher die Z'graggens es beziehen. Man sieht, wo und wie die Maische angesetzt wird, in der die alkoholische Gärung stattfindet und kann verfolgen wie die Maische in die Brennkessel gepumpt und mit viel Fingerspitzengefühl erwärmt wird (damit sich die Aromen optimal entfalten können). Und man erfährt wie der Vor- und Nachlauf vom eigentlichen – dem 80 prozentigen - „Herz“ getrennt werden (das allein in die Abfüllung gelangt, der Rest wird erneut destilliert).

Dabei ist für den Laien erstaunlich, dass das langsame Ablaufenlassen des Destillates das delikat nuancierte Aroma bewahrt, wohingegen schnelles Ablaufen, jegliche Vollmundigkeit verpuffen lässt. Mit solchen und vielen anderen Informationen bekommt man einen Eindruck, dass ein exzellenter Brenner so fein nuanciert arbeiten muss wie ein Sternekoch, um die Finessen des Buketts in seinen Destillaten zu erschaffen und zu bewahren.

Und dass er dabei auch etwas für die Nachhaltigkeit tun kann: Die Kirschkerne aus der Maische haben zum Beispiel noch so viel Heizkalorien, dass sie der Energieproduktion in der Brennerei dienen. Und die Schlempe – das ausdestillierte Fruchtfleisch – kommt in die Biogasanlage in Seewen für die Produktion von Elektrizität und Fernwärme. Man sieht überdies in dem zur Brennerei gehörenden Museum wie früher gebrannt wurde und kann – sehr wichtig und der allgemeinen Stimmung ausgesprochen zuträglich – am Ende der Führung die weingeisthaltigen Getränke probieren. Das löst die Zunge und manchen Gedanken, weshalb viele gerne mit den Z'graggens fachsimpeln über den Geist im Allgemeinen und den Weingeist im Besonderen, über besondere Geschmackserlebnisse und manchmal auch über das Reisen.

Reisen kann man am Ende einer solchen Führung nämlich auch. Nein, nicht im Geiste, sondern real. Die Z'graggens bieten 2-Tages-Events an, bei denen man nach der Probe die Tage in der Brüsti, oberhalb von Attinghausen im Kanton Uri verbringen kann. 1525 Meter hoch und frische, klare Luft so weit das Auge reicht. Da fragt man zuerst sich und dann die Z'graggens, was sie noch erreichen wollen. Dazu sind ihre Vorstellungen so klar wie die Luft dort oben ist: „Wir wollen die 55. Goldmedaille für unsere neue Grappa aus Amarone Trauben.“ Tja, die Z'graggens sind halt der absolute Brenner! 🍷

Wer mehr über die Brennerei und die Besichtigungsmöglichkeiten wissen will findet es unter: www.zgraggen.ch

ILLUSTRATION: Florian Fischer

41
myschwyz





my switzerland

«ICH HABE NOCH NIE SÜSSEN SCHNEE GESCHMECKT»

DER MUOTATHALER WETTER-SCHMÖCKER „SANDSTRAHLER“ ÜBER SEINE ZUNFT UND WIE DER SCHWYZER SOMMER WIRD.

von Nathalie Henseler

Peter Suter lebt seit seiner Geburt im Ried bei Muotathal. Der 85-Jährige ist einer der sechs Muotathaler Wetterpropheten und gehört zu den Besten in seinem Fach. Gelernt hat er sein Wissen von Kindsbeinen an, auf der Alp, wo er als Bub dem Vater half – und eine gute Wetterprognose das harte Arbeitsleben etwas vereinfachen konnte.

? Peter Suter, wie wird man Wetterprophet?

! Mein Vater bewirtschaftete zwei Alpen auf dem Stoos, Boderosäli und Tröligen. Als Bub musste ich jeweils hin und her laufen, um die Milch von der einen Alp zur anderen zu bringen. Dabei hiess mich mein Vater ihm mitzuteilen, was die Waldhengste auf ihrem Haufen so trieben und auch sonst, was die Tiere so machten. Je nachdem musste das Heu früher oder später eingebracht werden.

? Was konnte denn Ihr Vater daraus ableiten?

! Wenn auf dem Ameisenhaufen sehr emsiges Treiben herrscht, dann kommt bald Regen.

Ebenso, wenn der Specht am Ende seines Gesanges eine leichte Tonänderung hat – da kommt allerdings nur ein Platzregen. Wenn es im Heu eine Windhose gibt, kommt innert drei Stunden Regen. Abzulesen ist das auch bei den Wasserleitungen: Sobald sie „schwitzen“, gibt's Regen.

? Haben Sie ein spezielles Verhältnis zu Tieren?

! Nun, sie sagen mir halt, wie das Wetter wird. Lange Zeit achtete ich stark auf die Murmeltiere. Wenn sie emsig Heu sammelten, kam ein harter Winter. Wenn sie sich sonnten, blieb es mild. Seit ich einmal eine Murmeltierkolonie beobachtet habe, bei der die einen schufteten und sich die anderen sonnten, schaue ich nicht mehr auf sie. Sie sind mir zu ungenau.

? Gehen diese Fähigkeiten, das Wetter vorherzusagen, Ihrer Meinung nach verloren?

! Der Verein der Wetterpropheten wurde 1947 gegründet, seither bin ich dabei. Und es hat sich ziemlich viel getan in den letzten Jahren, für mich ist es manchmal ein wenig zu viel. Zu viel Klamauk. Ich nehme das Wettervorhersagen sehr ernst. Und ich habe in meinem Leben noch nie süssen Schnee geschmeckt, wie das in einem Werbespot dargestellt wird.

? Sind Sie mit Ihrer letzten Halbjahresprognose zufrieden gewesen?

! Ja, ganz gut. Ich habe vorausgesagt, dass im April der Schnee weit hinunter kommt. ☺

ZUSAMMENFASSUNG:

Der Sommer 2012 wird nicht super sein, mit viel bedeckten Tagen und Hochnebel. Demzufolge wird es heiß, schwül und gewitterhaft sein. Der Herbst, wenn sich die Blätter färben, wird beständiger sein.

Und hier die Wetterprognosen für Sommer und Herbst 2012 von Peter Suter:

BRACHET (JUNI): Bis zur Mitte veränderlich, teils kalte Bise. Ab Mitte schönes Wetter für Alpauffahrten ohne Gummistiefel. Am Johannistag (24.) trocken.

HEUMONAT (JULI): Anfangs wenige ganz schöne Sonnentage ohne Hochnebel. Vom 20. an, besonders in den Bergen, teils bewölkte Tage, sonst trocken, Gewitter.

AUGUST: Anfangs veränderlich. Die Wildiheur auf dem Heubrig werden genug Zeit zum Dängeln haben und dabei nicht schwitzen, kühl. Auch um die Mitte bringt's der August nicht fertig, mehr als drei schöne Tage aneinander zu zeigen. Im letzten Drittel wird der August mit schönen Tagen nachholen, was er früher versäumt hat.

SEPTEMBER: Anfangs schön und trocken, teils Föhn in den Bergen. Um die Mitte nur einzelne Tage ganz schön, Hochnebel wird die Sonne verbergen und auch die weißen Bergspitzen. Gegen Ende schöne Tage. Angenehmes Klima für das Vieh an den Viehausstellungen Muotathal und Schwyz, trocken.

WYMONAT (OKTOBER): Anfangs kein Erntewetter mit weißen Vögeli in bewohnten Regionen. Schwyzer Chilbi (12.) trocken. Um die Mitte schöner mit Hochnebel.



Wetterschmöcker „Sandstrahler“ alias Peter Suter



Verena Vanoli

ILLUSTRATION: Burkhard Neie

«VERSCHLAUCHT»

SO KAM
DIE IMMENSEER
KÜNSTLERIN
VERENA VANOLI
AUF DEN SCHLAUCH.

von Andreas Lukoschik

In Immensee arbeitet in einem lichten Atelier eine Künstlerin, die eine echte Entdeckung ist. Ihre Arbeiten sind noch nicht wirklich bekannt, obwohl sie schon seit 30 Jahren Kunst macht und seit mehr als einem Jahrzehnt zur Hochform aufläuft. In ihren Aussagen ist sie von großer Kraft – ihre Arbeiten lassen keinen Betrachter kalt. Verblüffend wie Verena Vanoli bislang unbeirrt ihren Weg gehen konnte, ohne von der Kunstwelt auf den Schild gehoben worden zu sein. Allerdings scheint das ein Ende zu haben. Denn seit Beginn dieses Jahres häufen sich die Ausstellungen.

Journalisten, die über die Arbeit von Künstlern schreiben, nehmen gerne an, der Künstler erschaffe die Ergebnisse seiner Arbeit bewusst. Was das technische Finishing betrifft, ist das zwar meist richtig – ein Bronzeabguss wird natürlich technisch-rational abgearbeitet – aber der Findungsprozess der Gestalt, der kreative Prozess



FOTO: Heinz Dahinden, Luzern

also, unterliegt definitiv nicht einer rationalen Steuerung. Mag sein das es bei Max Bill anders war. Bei Verena Vanoli sicher nicht. Und das ist gut so. Und schön. Und rührt einen an! Gleich auf den ersten Blick.

„Vor zehn Jahren haben mich Besucher meiner Ausstellung angeschrien, wie ich denn so etwas ausstellen könnte,“ sagt sie. Aber kann einem Künstler etwas Besseres passieren, als genau das – die Betrachter seiner Arbeiten emotional zu

packen? Dennoch war Verena Vanoli über die Heftigkeit dieser Reaktion erstaunt, denn sie will ihre Betrachter nicht provozieren, sondern berühren. Und das tut sie mit einem weichen Material – mit Fahrradschläuchen. Mit Fahrradschläuchen? Mit Fahrradschläuchen!

Wie kommt man als Bildhauerin zu so einem - etwas abseitigen - Material? „Das kam folgendermaßen,“ sagt sie, „ich hatte 20 Jahre lang ganz klassisch mit Materialien wie Keramik und Beton gearbeitet und wollte eines Tages die Struktur von Brokatspitze abgiessen. Ich hatte mir nämlich vorgestellt, die feine Spitze und der



FOTOS: Heinz Dahinden,
Luzern, und Verena Vanoli



kräftige Beton ergäben einen interessanten Dialog. Aber die Spitze wollte partout nicht auf dem feuchten Material halten. Da nahm ich aus der Garage einen dort herumliegenden Fahrradschlauch – habe den um den Beton herum gebunden und konnte die Spitze so befestigen. Im nächsten Schritt habe ich das Ganze dann – wie immer – mit Fotos dokumentiert, doch als ich die Fotografien sah, wurde mir erst klar, wie wunderbar dieses Material `Fahrradschlauch´ ist.“ Und wie emotional assoziativ. „Irritation des Alltäglichen“ nennt sie das.

Stellt sich die Frage, was sie mit ihren Arbeiten erreichen will? Um es gleich vorweg zu sagen: Jede Vermutung geht in die falsche Richtung. Denn Verena Vanoli geht nicht rational vor. Sie lässt sich leiten. Wovon? Von ihrem Leben, den Ereignissen, Assoziationen, ihrer Kunst – und findet dabei den Zugang zu tieferen Kräften, die unser aller Leben beeinflussen. Jeden für sich auf



FOTO: Heinz Dahinden, Luzern

seine Art – weshalb jeder seinen eigenen Zugang zu dieser inneren Kraft finden muss. Und kann.

Wie hat sie diesen eigenen Zugang gefunden? „Angefangen hat die Sache mit den eingewickelten Spielsachen, als meine Kinder ausgeflogen waren und ich den Estrich voller Spielsachen hatte. Da stand ich vor der Frage: Werfe ich die jetzt weg oder was mache ich damit? Und wie ich den Hasen und den Teddybären und all die Spielsachen in die Hand nahm, tauchten in meinem Kopf Geschichten auf – von meinen Kindern. Vieles, was ich mit ihnen erlebt hatte. Und das wollte ich irgendwie bewahren. So kam mir die Idee, diese Kindergeschichten einzupacken und einzuwickeln – in das von mir entdeckte Material Veloschlauch. Für mich sind deshalb in diesen von Schläuchen umwickelten Figuren ganz wunderbare Kindergeschichten eingepackt. Es war also eher ein Zufall,“ erklärt sie. Aber der aufmerksame Zeitgenosse weiß natürlich, dass der Zufall das Endergebnis von

dem ist, was einem „zufällt“. Ein aktiver Vorgang also, den man erkennen UND nutzen muss. Sonst ist er ein Moment wie jeder andere, der vergeht.

Doch hält sie sich nicht mit solchen Erklärungen auf, weil sie weiß, dass man damit schnell als „Spinner“ abgetan wird und fährt fort: „Ich weiß natürlich um die Dinge, die sich aus dem Kontrast zwischen den umwickelten Spielsachen und

dem Material Gummi ergeben und über die meine Zürcher Galeristin Ute Barth gesagt hat: `Es hat auch etwas Unanständiges´. Aber das ist dieser Touch, den ich nicht unbedingt anstrebe, sondern der vom Material her kommt. Durch dieses Eingebunden- und Umwickeltsein haben meine Arbeiten natürlich etwas Traumatisches. Aber das will ich auch ausdrücken. Durch das Schwarze, Eingezurte bekommt das schön gestaltete Formale diese andere Seite. Da muss ich gar nichts mehr

hinzufügen. Das macht das Material. Und somit hält sich beides die Waage. Denn was sehr schön ist, hat auch immer etwas Trauriges. Und umgekehrt.

NUR schön ist langweilig – und nicht ehrlich. Denn niemand ist nur gut. Aber diese andere Seite muss ich nicht formal anschneiden – das erledigt das Material.“

Ihre Arbeit „Verschlaucht“ – in der sie von Schläuchen umwickelte Köpfe zeigt, die ihren menschlichen Ausdruck zu Gunsten einer gebundenen Einengung verloren haben – entstand vor zehn Jahren. Sie ist heute aktueller denn je. Zum Beispiel dann, wenn man sie als eine Zeitkritik unserer digitalisierten Welt sieht. Denn je mehr die Facebooks und Googles und Apples uns den Köder schmackhaft machen, durch ihre – verräterisch so genannten – Netzwerke spielerisch mit der ganzen Welt zu kommunizieren und uns die Illusion der Freiheit vorgaukeln, desto mehr wickeln sie uns mit ihren Vernetzungen ein, zurren uns fest und entmenschlichen uns. Wie Vanolis Schläuche die Köpfe. Wenn man ihre Arbeiten so sieht, dann findet mit den „verschlauchten“ Köpfen ein sehr schweizerischer Wunsch seinen Ausdruck – nicht eingewickelt und eingengt zu werden. Von niemandem!

Das Material für ihre Arbeiten besorgt sich Verena Vanoli übrigens in einer nahe gelegenen Velowerkstatt, indem sie den Inhabern die alten Gummischläuche entsorgt – zum künstlerischen „Recyclen“. Wie Maler unterschiedliche Pinsel haben, so hat Verena Vanoli verschiedene Schlaucharten – die schmalen Rennveloschläuche, die etwas breiteren „Normalen“, die noch Breiteren von Mountainbikes und die Breitesten von den Töffs. Sie in den Arbeiten auszumachen gibt der Auseinandersetzung etwas Spielerisches. Wenn man zum Beispiel erkennt, dass die Schmaleren zu filigranen Gebinden verarbeitet werden können, während die Breiten mit großer Kraft geschlungen werden müssen und die Oberfläche dominieren. Überhaupt ist Kraft eine wichtige Voraussetzung, um diese Arbeiten zu erschaffen. „Ja, Kraft muss man haben, um die Schläuche ineinander und miteinander zu verweben und zu verknoten,“ erklärt die Künstlerin. „Da kommen nämlich keinerlei Stifte oder Klebstoffe zum Einsatz. Und dennoch ist alles miteinander verbunden, verknotet und verschlungen.“ Und mit einem verschmitzten Lächeln setzt sie hinzu: „Wie im Leben.“

Wer sich fragt, ob der Kraftaufwand die Künstlerin nicht am intuitiven Arbeiten hindert, dem sei in Erinnerung gerufen, dass wir Menschen zwei Gehirnhälften haben. Die eine hat mit Intuition zu tun und die andere mit Kontrolle und dem Einordnen des Gefundenen und Erlebten in den vorhandenen Erfahrungsschatz. Wenn die kontrollierende Hälfte damit beschäftigt ist, die Kraft zum Binden und Schlingen formal-ästhetischer Kompositionen einzusetzen, kann die intuitive Hälfte ungestört das finden – was zu finden ist.

Wenn eine Künstlerin wie Verena Vanoli so arbeitet, dann stehen am Ende beeindruckende Werke, die einige verstören, andere inspirieren und immer alle die Geschichten finden lassen, die sie in den „geschlauchten Figuren“ lesen können. So können die weichen, matt schimmernden Schläuche an eine Zeit erinnern, in der man als Jugendlicher mit Freunden und dem Velo lange Touren unternommen hatte und manches Mal einen „Platten“ flicken musste. Das war zwar unangenehm, passierte aber immer in einem Umfeld, von dem aus es „hinaus in die weite Welt“ ging – womit diese Schläuche keineswegs beängstigende, sondern positive Geschichten auslösen. Kalt lassen einen die Arbeiten in jedem Fall nicht. „Das freut mich,“ sagt Vanoli darauf – und man glaubt es ihr.

Wie wird es weitergehen, will ich von meiner Gesprächspartnerin wissen? „Ich werde auch weiterhin mit Fotografie und Videos die Schlaucharbeiten ergänzen, aber ich habe da so etwas in mir drin, das ich ausprobieren will. Etwas, das losgelöst ist vom Einbinden erlebter Geschichten: Herauszufinden, was man mit dem Schlauch Neues formen kann. Das wird jetzt vermutlich luftiger und leichter. ... Und selbsttragend ... Aber schauen wir mal.“

„Selbsttragend.“ Das macht neugierig – auf die neuen Wege, die Verena Vanoli vor sich liegen sieht. „Jeder Künstler muss bei seiner Lebenswanderung riskieren, dass ein Weg eine Sackgasse sein kann, auf der er nicht weiterkommt. Aber das ist nicht schlimm, weil er daran erkennt, wo sein wirklicher Weg liegt.“ Eine wunderbare Einstellung. Lässt sie doch auch im Sich-Verlaufen das Finden erkennen! 🍷

my europe

DIE GOLDAUER HERAUSFORDERER

ODER WIE GARAVENTA
FLÜSSE UND TÄLER ÜBERSPANNT.
WELTWEIT.



gemeinsam mit ihren österreichischen Kollegen jede Bahn als Herausforderung ansehen, die sie annehmen und deren Probleme sie stets erfolgreich lösen. Wie zum Beispiel beim Bau der Londoner Seilbahn zu den Olympischen Spielen 2012.

Londons Bürgermeister freut sich darüber, dass seine Stadt damit die erste britische Stadt mit einer Seilbahn ist. Er preist sie in einem Atemzug mit dem Riesenrad als Sehenswürdigkeit und lässt sich stolz zusammen mit dem Chef von Emirates – dem Sponsor – vor der ersten Gondel fotografieren. An einem Seil schwebend gelangen die Passagiere in nur sechs Minuten von den Royal Victoria Docks zur Austragungstätte der Spiele – der O2-Arena. Das ist nicht nur eine touristische Sensation, sondern auch eine städtebauliche. Denn die Gondelbahn setzte sich gegen eine sechsspurige Stadtautobahn durch. Wie sich diese Nahverkehrs-Innovation in weiteren Städten auswirken kann – wird man sehen. Zunächst einmal waren die Seilbahnbauer gefragt. Die hatten einige Herausforderungen zu bewältigen.

Herausforderung 1: Eine Seilbahn mitten durch eine Großstadt zu bauen. Herausforderung 2: Ein Seil über einen stark befahrenen Fluss wie die Themse zu spannen. Beides hat es in sich. Bei der Lösung half die Tatsache, dass solche Herausforderungen eine Spezialität der Männer um Istvan Szalai sind. Nicht zuletzt, weil sie mit ihren österreichischen Kollegen ein gutes Gespann bilden: Während die Doppelmayrs die Seilbahntechnik bauten, spannten die Goldauer das Förderseil. ➔

Geboren wurde Istvan Szalai in Gersau. Seine Jugend verbrachte er im Luzernischen und an der ETH in Zürich hat er die Kunst der Ingenieure studiert. Im Grunde habe er das Fach Seilbahnbau ohne strategische Hintergedanken belegt, „einfach nur, weil es mich interessierte.“ Ebenso wenig kam er nach dem Studium geplant zu Garaventa. Eigentlich wollte er „nur mal schauen, was die da so machen, weil sie gerade einen Ingenieur suchten. Tja, und nun bin ich seit 25 Jahren hier,“ sagt er mit einem Lächeln und bestätigt damit die Erkenntnis, dass gerade solche Projekte, bei denen jemand nur ein bisschen schauen wollte, zu lebenslangen Erfolgsgeschichten werden können.

Inzwischen ist er Chief Executive Officer bei Garaventa, dem Weltmarktführer im Seilbahnbau. Entstanden vor zehn Jahren aus der Fusion des österreichischen Unternehmens Doppelmayr und der Schweizer Garaventa. Eine kluge Entscheidung, wie sich herausgestellt hat, denn vor dem Zusammenschluss hatte Garaventa 280 Arbeitsplätze – jetzt sind es über 350. Das Unternehmen ist inzwischen in 35 Ländern mit eigenen Niederlassungen und Partnern vertreten – von A wie Andorra über I wie Island, R wie Russland und U wie United States of America bis V wie Vietnam. Und es hat einen exzellenten Ruf. Unter anderem deshalb, weil die Goldauer

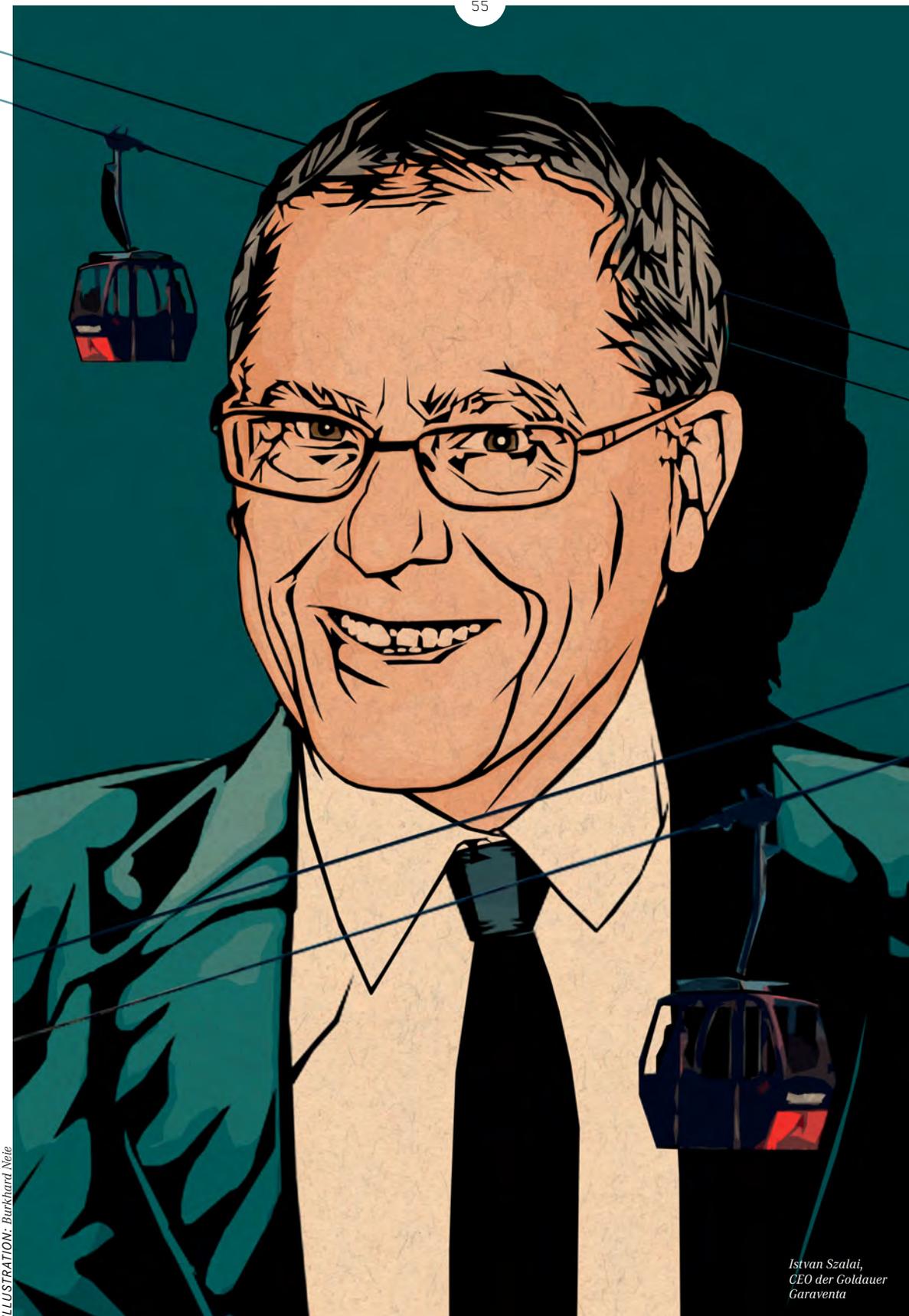


ILLUSTRATION: Burkhard Nete

Istvan Szalai,
CEO der Goldauer
Garaventa



Die Stützen der Seilbahn über die Themse
(OBEN: bereits fertig,
RECHTS: noch im Bau)

...es gibt keine Riesen, die so ein Seil unter den Arm nehmen und es auf die Rollen der Stützen legen. Das ist Aufgabe für menschliche Zwerge, die aber solche Riesenaufgaben schultern...

Eins nach dem anderen: Für eine solche Bahn braucht man ein Seil von 2340 Metern Länge. Das ist aus einem Stück. Was bedeutet: Es ist auf nur eine Seiltrommel gewickelt. Deren Maße: 2.4 Meter Höhe, 2.6 Meter Breite, 22 Tonnen Gewicht. Nichts also, was mal eben so geschultert werden kann. Sondern: Von Romanshorn am Bodensee – wo das Seil hergestellt worden ist – mit einem Tieflader nach Basel, von dort auf dem Rhein nach Rotterdam, wo es auf ein Seeschiff umgeladen wurde, im englischen Hafen wieder auf einen Tieflader gestellt, um von dort dahin gebracht zu werden „wo es gebraucht, mit Spezialkränen abgeladen und abgewickelt wurde.“ erzählt Istvan Szalai. So einfach, wie es sich bei ihm anhört, ist gerade der letzte Teil nicht.

Denn es gibt keine Riesen, die so ein Seil unter den Arm nehmen und es auf die Rollen der Stützen legen. Das ist Aufgabe für menschliche Zwerge, die aber solche Riesenaufgaben schultern, wenn sie ihren „Denkmuskel“ ordentlich anstrengen. „Die besondere Aufgabe dabei war nicht nur,“ erklärt Istvan Szalai, „das Seil über Eisenbahnlinsen und Autobahnen zu spannen, sondern auch über die Themse. Die ist nämlich stark befahren, weshalb wir den Fluss nicht einfach für ein paar Tage sperren konnten. Immer wieder nur für ein paar Stunden. Im ersten Schritt haben wir deshalb ein schwimmendes Kunststoffseil mit einem Motorboot durch die Themse gezogen.“

„Das Spezialseil war einerseits so leicht, dass es schwamm“, fährt er fort. „Andererseits war es so belastbar und reißfest, dass wir es in sehr kurzer Zeit auf die Rollen der Stützen anheben konnten, um so schnell Höhe zu machen, damit alsbald wieder Schiffe unter dem Seil durchfahren konnten. Nach knapp 24 Stunden konnten wir sagen, dass das Passieren unter dem Seil für die Schifffahrt ungefährlich war. Das war personell und logistisch etwas knifflig. Aber wir haben es geschafft.“

In Szalais Stimme ist ein gewisser Stolz auf die Arbeit seiner Leute zu spüren. Gleichzeitig schwingt der Reiz der Herausforderung mit, der er und seine Teams sich immer wieder gerne stellen. Nicht im Sinne von Abenteuer, sondern als Geisteshaltung, die Menschen vermittelt, dass klares Denken hilft, vieles zu meistern. Eine Einstellung, die einen guten Ingenieur ausmacht. Kommt doch das Wort Ingenieur vom Lateinischen „ingenium“, was so viel heißt wie „Scharfsinn, Begabung, angeborener Mut, kluger Kopf“.

Kein Wunder, dass die Art und Weise, wie die „Goldauer“ manche Herausforderungen annehmen und meistern, manchmal spektakulär sein kann. Wer zum Beispiel schon einmal in Kapstadt mit der Pendelbahn auf den Tafelberg hinaufgefahren ist, wird sich an das unglaublich lang durchhängende Seil erinnern, an dem man von der Talstation fast (zumindest kommt es einem so vor) senkrecht vor der Felswand emporschwebt. Spektakuläres – „made by Garaventa“. Wie kriegt man so etwas hin, fragt sich mancher bei so einer Fahrt mehr als einmal. Die Antwort des erfahrenen Fachmannes lautet: „Das Ganze wird natürlich erst sehr genau berechnet, um anschließend das Seil zu verlegen und zu spannen.“

In diesem Fall wurde ein dünnes Kunststoffseil von einem Helikopter über die gewünschte Distanz eingezogen. Darauf folgten ihm immer stärkere Seile, bis am Schluss die verschiedenen Seile der Anlage montiert waren. Wenn das erreicht ist, wird das Seil mit Winden und Flaschenzügen gespannt.“ Oder hängt durch – wie am Tafelberg – je nachdem, was die Ingenieure errechnet haben. Dabei wird das Seil übrigens immer bergaufwärts gezogen. Niemals abwärts. „Weil ziehen einfacher und sicherer ist als bremsen“ lautet Szalais kurze und schlüssige Antwort. Das leuchtet ein, denn wenn Gewichte

– was Seile sind – einmal bei einer ungeplanten Abwärtsbewegung in Fahrt gekommen sind, dann sind sie nur sehr schwer – um nicht zu sagen gar nicht mehr – zu stoppen.

Bei einem Gesprächspartner wie Istvan Szalai reizt die Frage, ob es so etwas für ihn gibt wie „die Bahn mit der größten Herausforderung“? „Nicht wirklich,“ so Szalai freundlich realistisch. „Jede Bahn ist eine Maßanfertigung und hat damit ihre eigenen Herausforderungen. Die Bahnen, die wir aktuell in Venezuela bauen, warten seilbahntechnisch mit keinen exotischen Problemen auf, aber dort starten wir mit den Bahnen auf 1600 Meter über dem Meer, während die Bergstation der letzten Sektion auf 4800 Metern Höhe liegt. 3200 Höhenmeter auf eine Distanz von 13 Kilometern in unzugänglichem, unerschlossenem Gebiet. Da muss man jeden Schraubenschlüssel und jede Schraube dabei haben und kann nicht mal schnell in die Werkstatt und holen, was einem noch fehlt. Da ist eine sehr genaue Planung nötig.“ Das „sehr“ spricht der sonst so gelassene Szalai betont und deutlich aus. ➔



„Also“, fährt der Seilbahn-Ingenieur Szalai fort, „müssen wir uns weit im Voraus darüber klar werden, was im Verlauf der 13 Kilometer langen Strecke, auf welcher Stütze und welcher Höhe, zu welchem Arbeitsprozess, zu welcher Zeit, an Werkzeug und Material gebraucht wird. Wenn etwas fehlt sind wir aufgeschmissen. Dann verzögert sich das Projekt und auch die Kalkulation kann nicht eingehalten werden. Eine andere spezielle Herausforderung haben wir jetzt am Stanserhorn, wo wir eine Weltneuheit bauen: Eine zweistöckige Kabine, bei der der obere Teil der Kabine „oben ohne“ ist – also offen. Da haben wir monatelang diskutiert, wie wir das CabriO® bauen können, damit es beim Fahrbetrieb stabil ist, ohne dass Sicherheitsrisiken auftreten. Wir haben auch das geschafft. Ende Juni soll die Eröffnung sein. Gerade bei solchen Projekten macht es wirklich Freude, wenn man so viele gute und erfahrene Mitarbeiter hat, mit denen wir solche Projekte angehen können.“

Bei der Vorstellung „oben ohne“ auf das 1900 Meter hohe Stanserhorn zu fahren denkt man als Erstes natürlich an die Höhe, die sich unter einem auftut. Und als Zweites an das Thema „Wind“, das bei allen Seilbahnen berücksichtigt werden muss. „Genau“, erklärt Szalai. „Ab 40 km/h Windgeschwindigkeit reduzieren die Betreiber grundsätzlich den Betrieb ihrer Bahnen und bei 60 km/h wird der Transport von Fahrgästen eingestellt. Man könnte zwar Bahnen bauen, die auch solche Winde meistern, aber bei solchen Windgeschwindigkeiten Seilbahn zu fahren ist für die Fahrgäste eh nicht lustig und deshalb kein Thema.“ Aha. „Generell sind alle Seilbahnbetreiber an Wetterstationen angeschlossen, haben eigene Windmesser auf den Stützen und Stationen und behalten den Wind immer im Auge.“ Wenn eine Seilbahn ruhe, sei sie indes in einem stabilen, sicheren Zustand.

Aber: „Wenn man sich zum Beispiel anschaut was nach ‚Lothar‘ – dem jüngsten großen Sturm – bei den Seilbahnen an Schäden entstanden ist, dann ist das geradezu nichts im Vergleich zu dem, was andernorts in Wäldern oder an Gebäuden passiert ist. Deshalb: Seilbahnen sind eine ziemlich sichere Angelegenheit.“ Sagt der CEO und man könnte denken, dass das ein Seilbahnbauer sagen muss. Aber die Europäischen Seilbahnnormen – an denen Szalai in den vergangenen fünfzehn Jahren mitgewirkt hat – sind sehr detailliert überarbeitet und neu gestaltet worden. Und dabei sind in ihre Sicherheitsvorschriften alle Erfahrungen der zurück liegenden Jahrzehnte eingeflossen. Sie sorgen für ein international einzigartiges Maß an Sicherheit.

Nach diesen hohen Sicherheitsstandards und mit ihrem beträchtlichen Knowhow baut das Seilbahnbauer-Doppelpack Doppelmayr-Garaventa auch Seilbahnen für das Olympiazentrum von Sochi – inzwischen immerhin 40 an der Zahl. Sie bauen einen Shuttle für den Flughafen Doha in Qatar oder Oakland in den USA, Gondelbahnen in China und Kasachstan, Sessel- und Gondelbahnen in ganz Europa, Kanada, den USA und Südamerika oder erneuerten gerade die Gondelbahn, die in Singapur über den Hafen zum Naherholungsgebiet Sentosa führt.

Das bedeutet nicht nur volle Auftragsbücher für das Goldauer Unternehmen. Das bedeutet vor allen Dingen, dass im schwyzer Goldau ein Wissen – wie es nur wenigen Experten auf der Welt zur Verfügung steht – entstanden ist und weiter wächst. Sich das auf die Schnelle anzueignen, wird Außenstehenden so gut wie unmöglich sein. Ein ungeheurer Vorteil. Einerseits wirtschaftlich, weil rare Spezialisten überlebenswichtig sind, um sich weltweit im gegenseitigen Konkurrenzkampf durchsetzen zu können. Und andererseits, was die Arbeitsplatzsicherheit betrifft.

Denn, weil solches Wissen nicht beliebig erlernbar ist, sind Seilbahnspezialisten wie die aus dem Hause Garaventa international gefragt. „Allerdings braucht’s dazu auch eine gewisse Größe, damit einen die Auftraggeber in aller Welt zur Angebotsabgabe einladen,“ so Istvan Szalai.

„Aber mit unserem österreichischen Partnerunternehmen sind wir ganz gut aufgestellt.“ Und ergänzt: „Aber bedauerlicherweise erarbeitet man sich solche gefragten Fertigkeiten im Seilbahnbau nicht nur an lautlosen Schreibtischen und Computerterminals sondern auch in Werkstätten.“

Das sei mit Betriebslärm und Umtrieben verbunden. Weshalb die Anwohner rund um solche Werkstätten, einerlei was sie herstellen, oft ein Auge zudrücken müssten. Und manches Ohr auch. Szalai dankt deshalb allen Nachbarn, „die durch ihre Toleranz dazu beitragen, dass Industriearbeitsplätze und der technologische Knowhow-Zuwachs der Schweiz gesichert ist.“ Woran zu erkennen ist, dass ein guter Ingenieur nicht nur Verständnis für die „Sache“ hat, sondern auch für Menschen. Und zwar nicht nur in seinem Betrieb. 🇨🇭



Die absolute Weltneuheit:
CabriO.
Die erste zweistöckige
Gondel – oben offen.

DIE SCHWEIZ IST DAS LOCH IM EUROPÄISCHEN KÄSE

DER FRÜHERE CHEF DER
SCHWEIZER BÖRSE UND
EINWOHNER VON SCHWYZ
SIEHT DAS GANZ ANDERS!

Wie der Feinschmecker weiß, sind Schweizer wahre Meister in der Herstellung und Pflege von Löchern im Käse und haben darin eine jahrhundertalte Tradition. Der weitgehend käseunkundige Kurt Tucholsky war es jedoch, der im Jahr 1931 unter dem Pseudonym Kaspar Hauser den theoretischen Überbau, zum Umgang mit Löchern lieferte. In seiner Abhandlung „Zur soziologischen Psychologie der Löcher“ schreibt er: „Das Merkwürdigste an einem Loch ist der Rand. Er gehört noch zum Etwas, sieht aber beständig in das Nichts, eine Grenzwa- che der Materie. Das Nichts hat keine Grenzwa- che: während den Molekülen am Rande eines Lochs schwindlig wird, weil sie in das Loch sehen, wird den Molekü- len des Lochs ... festlig? Dafür gibt es kein Wort.“

Richtig. Allerdings Worte. Deshalb finden Sie an dieser Stelle von nun an „Sätze mit Rand- bezug“. Soll heißen Kommentare, die sich mit dem Rand des Schweizer Lochs – also dem europä- ischen Käse – beschäftigen. Einige wollen den Randbezug eher intensivieren, andere das Loch. Weil die Gedanken frei sind, die Worte auch und die Schweiz eine lange Tradition der Neutralität

hat, bleiben wir als Redaktion gegenüber der hier geäußerten Meinung – neutral. Im besten Fall regt sie erst einmal auf und dann an – zu Gesprächen und Überlegungen.

Schon Tucholsky machte sich dazu Ge- danken: „Wenn ein Loch zugestopft wird: wo bleibt es dann? Drückt es sich seitwärts in die Materie? Oder läuft es zu einem andern Loch, um ihm sein Leid zu klagen – wo bleibt das zugestopfte Loch? Niemand weiß das: unser Wissen hat hier eines. Wo ein Ding ist, kann kein andres sein. Wo schon ein Loch ist: kann da noch ein andres sein? Und warum gibt es keine halben Löcher?“

Fragen über Fragen, die unsere Kom- mentatoren hoffentlich beantworten können. Auch wenn ihre Namen nicht mit einem großen „B“ beginnen und mit einem „locher“ aufhören. In jedem Falle aber gilt: „Das Loch ist ein ewiger Kom- pagnon des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut. Wäre überall etwas, dann gäbe es kein Loch, aber auch keine Philosophie und erst recht keine Religion, als welche aus dem Loch kommt. Die Maus könnte nicht leben ohne es, der Mensch auch nicht: es ist beider letzte Rettung, wenn sie von der Materie bedrängt werden. Loch ist immer gut.“ So weit Tucholsky.

Lesen Sie im Folgenden von Urs Derendinger – der jahrelang Chief Operating Officer der Schweizer Börse war und in der Kantons- hauptstadt Schwyz lebt – seinen Kommentar zur Schweiz im heuti- gen Europa. ➔



ILLUSTRATION: Burkhard Nete

Unser Kommentator
Urs Derendinger

STATEMENT VON URS DERENDINGER

Das World Economic Forum hat in seinem ‚Global Competitiveness Report‘ die Schweiz als die wettbewerbsfähigste Nation noch vor Singapur, Schweden und Finnland bezeichnet. Gemäss dem Report waren es die Faktoren Innovation, technologische Bereitschaft sowie ein effizienter Arbeitsmarkt, die zur Höchstnote führten. Die Schweizer Forschung gehört zur besten weltweit und es besteht eine gute Zusammenarbeit zwischen Forschung und Wirtschaft. So können Forschungsergebnisse sehr schnell in marktfähige Produkte umgesetzt werden, die dann umgekehrt durch starke Patente geschützt sind.

Die Schweiz verfügt über einen produktiven Arbeitsmarkt, der die Interessen der Arbeitgeber stets in einem gesunden Gleichgewicht mit den Interessen der Arbeitnehmer halten konnte und die öffentlichen Institutionen sind sehr effizient und transparent. Gleiche Wettbewerbsbedingungen stärken das Vertrauen der Wirtschaft; dies sind: Eine unabhängige Justiz, ein starker Rechtsstaat und eine zuverlässige öffentliche Verwaltung. Die Wettbewerbsfähigkeit wird weiter unterstrichen durch eine hervorragende Infrastruktur, einen funktionierenden Warenmarkt und ein hoch entwickeltes Finanzsystem. Und schliesslich ist das makroökonomische Umfeld in der Schweiz sehr stabil.

Das Spitzenrating ist ein wenig überraschend, insbesondere für uns Schweizer, weil wir unseren eigenen Erfolg meist nur aus kritischer Distanz zu würdigen wissen. Das ist ein tolles Ergebnis, aber was hat schliesslich diesen Erfolg begründet?

Der britische Historiker Niall Ferguson hat in seinem Buch „Der Westen und der Rest der Welt: die Geschichte vom Wettstreit der Kulturen“ sechs Killerapplikationen definiert, die massgeblich für den Erfolg einzelner Volkswirtschaften verantwortlich sind: Wettbewerb, Wissenschaft, Rechtsstaat, Medizin, Konsum und Arbeitsmoral.

RECHTSSTAAT

Der Grundstein für den Erfolg der Schweiz wurde vor fast 200 Jahren gelegt. Am Wiener Kongress 1815 verordneten die Siegermächte der Schweiz die Neutralität und sicherten diese gegenseitig über internationale Abkommen ab. Doch erst nach 30 Jahren der inneren Zerstrittenheit zwischen den konservativen Kantonen der Innerschweiz, dem Wallis, Fribourg und den liberalen Ständen Zürich, Bern, Waadt, Aargau und St. Gallen und schliesslich dem Sieg der liberalen Kräfte, gab sich die Schweiz eine Verfassung nach amerikanischem Vorbild und begründete den schweizerischen Bundesstaat. Mit der Einführung des schweizerischen Zivilgesetzbuchs 1912, schuf die Schweiz den modernen Rechtsstaat, der in Anlehnung an Kants kategorischen Imperativ eine hohe Rechtssicherheit gewährleistet. Bemerkenswert ist, dass das Schweizerische Zivilgesetzbuch 1926 sogar Kemal Atatürk, dem Vater der modernen Türkei, als Vorbild für das neue Gesetzeswerk seines eigenen Landes diente.

WETTBEWERB

In der Schweiz herrscht ein rigoroser Wettbewerb der Systeme. Die Kantone geniessen eine hohe Autonomie, die durch die Bundesverfassung garantiert ist. Die Kantone üben alle Rechte aus, die nicht ausdrücklich dem Bund

übertragen sind. So werden Entscheidungen den lokalen Verhältnissen gerecht und sind damit auch besser akzeptiert. Das fördert die Beziehung der Bevölkerung zum Staat und schafft Disziplin.

WISSENSCHAFT

Schweizer Unternehmen haben gemäß einer Studie des Bundesamtes für Statistik 2008 rund CHF 27 Milliarden in die Forschung und Entwicklung investiert, davon rund CHF 15 Milliarden im Ausland. Das ist gemessen am Bruttosozialprodukt von rund CHF 550 Millionen ein hoher Betrag. Die Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Wissenschaft zeigt sich auch an der hohen Präsenz der Schweiz in den Forschungsprogrammen der Europäischen Union.

MEDIZIN

Laut einer Studie des IMD tragen hervorragend ausgebildete medizinische Fachleute sowie berühmte Kliniken und Institute der Spitzenmedizin dazu bei, dass die Gesundheitsversorgung der Schweiz zu den weltbesten gehört. Rund 11,5 Prozent des Bruttoinlandsproduktes werden für das Gesundheitswesen eingesetzt. Ein dichtes Netz von Spitälern, Arzt-, Zahnarztpraxen und Apotheken stellt flächendeckend die ambulante und stationäre Betreuung sicher. Auf 100.000 Einwohner kommen in der Schweiz 130 allgemeine Krankenhäuser, 191 Spezialkliniken, 205 Ärzte mit Praxistätigkeit, 52 Zahnärzte sowie 22 Apotheken. Die Rettung per Ambulanz oder Helikopter (Rega) ist gut ausgebaut und funktioniert professionell. Die Organisation Spitex ermöglicht medizinische Versorgung zu Hause in der eigenen Wohnung.

ARBEITSMORAL

Die Schweizer Arbeitsmoral ist sprichwörtlich und stark geprägt vom Calvinismus des 18. Jahrhunderts. Dieser setzt als Massstab bei der Nützlichkeit menschlichen Handelns an, wobei der wirtschaftliche Erfolg im Vordergrund steht: Zeitvergeudung ist die schlimmste Sünde, wozu auch übermässig langer Schlaf und Luxus zählen.

KONSUM

Die Schweiz verfügt über eine ausserordentlich hohe Kaufkraft. Das zeigt sich unter anderem darin, dass die Zürcher Bahnhofstrasse mit CHF 10.256 pro Quadratmeter der teuerste Einzelhandelsstandort Europas ist.

Die Schweiz belegt bei allen sechs Killerapplikationen Wettbewerb, Wissenschaft, Rechtsstaat, Medizin, Konsum und Arbeitsmoral, auch im internationalen Vergleich, einen Spitzenplatz.

FAZIT

Ist die Schweiz ein Vorbild für Europa? Ja, doch wie die Eurokrise deutlich macht, ist die politische Integration in Europa auf halbem Wege stecken geblieben und der äußere Druck oder die politische Einsicht, die nationalstaatlichen Unterschiede zu überwinden sind zu klein oder noch nicht vorhanden. Europa als Großmacht scheint noch mehrere Generationen entfernt zu liegen.

So gesehen ist die Schweiz nicht das Loch im Käse Europas, sondern eher ein Juwel auf der europäischen Landkarte. 🇨🇭



Marcel Fässler
und sein Audi

ILLUSTRATION: Burkhard Nele

„IRGEND- WIE BIN ICH KEIN FUSS- GÄNGER.“

MARCEL FÄSSLER AUS GROSS
UND SEIN FAIBLE FÜR LE MANS.

von Andreas Lukoschik

Von Marcel Fässler, der das von sich behauptet, hätte wohl niemand etwas anderes erwartet. Sieger des 24 Stunden Rennen von Le Mans im vorigen Jahr. Als erster Schweizer überhaupt. Dabei besteht er darauf, dass das nur mit seinen beiden Fahrerkollegen, vielen Männern – und sechs Frauen – im Hintergrund gelingen konnte. Bei so vielen hilfreichen Händen liegt das Wortspiel „das Rennen von Les Mains“ nahe. Ebenso wie die Frage nach den sechs Frauen. Fünf davon hat er zuhause – seine Angetraute und ihre gemeinsamen vier Töchter. Die sechste ist seine Chefin. „Dirigentin ist vielleicht die bessere Bezeichnung,“ macht er die Aufgabenteilung präziser, „denn sie ist die Ingenieurin bei Audi, die unser Auto leitet.“ Und er spielt dabei die Erste Geige? „Nein, ich bin der Solist. Im Wechsel mit meinen beiden anderen Fahrerkollegen.“ Das „Trio rapidement“. Schönes Bild. Ist doch immer gut, mit gebildeten Menschen zu sprechen.

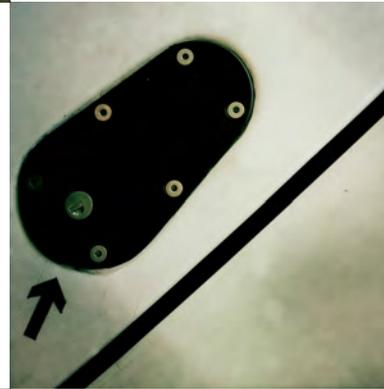
Marcel Fässler ist so einer. Das sieht man schon an seinen blitzgescheiten Augen. Einer, der vielleicht Benzin im Blut hat – er fuhr schon mit neun Jahren seinen eigenen GoKart – aber der auch noch den Kopf offen hat für andere Dinge. Musik zum Beispiel. Und Langlaufen. Rennradfahren. Überhaupt viele Sportarten, die

die Konzentration schulen. Die ist wichtig: „In meiner Sportart geht es nicht so sehr darum, dass die Kraft des Körpers selbst die Siege eringt – wie beispielsweise bei der Leichtathletik. Bei uns muss der Körper fit sein, damit der Geist wach bleiben kann. Im Wagen wirken Kräfte von bis zu 4 G – plus die Bodenschläge, und dann der Kampf um Zehntelsekunden – all das für die Dauer von vielen Stunden. Da muss man fit sein, sonst macht man Fehler.“

In die Wiege gelegt wurde Marcel Fässler seine erfolgreiche Karriere nicht. Obwohl sich schon sein Vater für den Rennsport begeisterte. Er hatte aber nicht die wirtschaftlichen Mittel, seinen Sohn im großen Stil zu fördern. Das musste der selbst erbringen – und hat damit seinen Vater sehr stolz gemacht. Ein schönes Gefühl. Für den Vater und für den Sohn. Inzwischen ist Marcel Fässler selbst Vater und war – natürlich – auch schon mit seinen Töchtern auf der Kartbahn. Wobei er erlebte, dass seine Mädchen ihren Spaß daran hatten. Er ist jedoch kein „Tennis-Vater“, der seine Kinder auf den Platz befiehlt. „So was muss bei Kindern aus Spaß an der Sache kommen. Alles andere ist furchtbar! Ich habe das selbst so erlebt und so soll es weitergehen. Außerdem: Ich bin jetzt seit 27 Jahren meines Lebens auf Rennstrecken unterwegs. Da ist es nicht so schlimm, wenn ich mein Alter nicht auch noch dort zubringen muss – weil eine meiner Töchter Rennen fährt.“ Leise fügt er hinzu: „Vor allen Dingen ist es viel schwieriger hinter der Boxenmauer zu stehen, als selbst zu fahren. Denn da kann ich nichts beeinflussen.“ Außer zum Spannungsabbau auf den Fingernägeln kauen. Nein, Marcel Fässler ist ein Selbermacher, allerdings einer, der leise Töne mag. Im Gegensatz zu den Motoren, die er steuert.

Erfahrung kommt von „fahren“.

Welche dieser hochspezialisierten Meisterleistungen der Ingenieurskunst haben ihn am meisten beeindruckt? „Na, das war im Laufe meiner Entwicklung natürlich unterschiedlich. Als Erstes der Mercedes CLK DTM, weil es mein erstes Auto als Profi war. Toll! Da konnte ich mich nur aufs



Fahren konzentrieren. Alles andere wurde von Profis übernommen. Dann durfte ich einen McLarenMercedes aus der Formel 1 testen. Das war für mich damals – 2001 in Barcelona – das Nonplusultra: Viel Leistung, wenig Gewicht. Heute würde man dieses Auto technisch wohl als „Oldtimer“ bezeichnen. Aber toll war es damals trotzdem, mal so einen Boliden zu fahren. Was mich heute unglaublich beeindruckt ist der AUDI R10 TDI. Der erste Diesel, der mit einem V12 Motor, für Le Mans gebaut wurde. Dieser Motor war allen anderen überlegen, weil er schon im unteren Drehmoment unglaubliche Leistung zeigt. Dabei ist er ganz leise, so dass man nur Windgeräusche hört.“ Segelfliegen auf der Straße? „Ja, genau,“ stimmt er lachend zu. „Und jetzt das neue Auto mit dem Hybridantrieb – der AUDI R18 E-TRON QUATTRO – ist noch mal ganz was Spezielles, weil ich jetzt zum ersten Mal mit einem zusätzlichen Elektroantrieb fahre. Von dem Moment an, in dem das KERS (*Kinetic Energy Recovery System*) beim Bremsen Bewegungsenergie in Strom verwandelt und beim Beschleunigen wieder freigibt ... das ist ... WOW.“



Und irgendwann jedermann zugänglich? „Bei Audi ist es ganz klar Konzept, die technischen

Errungenschaften ins Alltagsgeschäft mit zu übernehmen. Deswegen haben sie auch den TDI-Weg eingeschlagen, weil die Diesel-Technologie die meisten Entwicklungschancen geboten hat. Früher hätte doch niemand gedacht, dass man mit einem Diesel Rennen fahren könnte.“ Kann man zum Beispiel auch nicht in der Formel 1, wohl aber bei Langstrecken-Rennen. „Und heute,“ fährt er fort, „ist Audi wieder vorn – durch das KERS für jedermann, das E-TRON-QUATTRO. Das ist der Sinn des Rennsports: Durch den Druck des Wettbewerbs, die Motoren immer schneller besser zu machen. Nicht lange zu warten. Gas geben für die Weiterentwicklung.“

Er ist dabei. An vorderster Front. Denn Fahrer in seiner Liga müssen nicht nur schnell fahren können. Sie müssen auch den Ingenieuren erklären können, wie sich deren Innovationen beim Fahren auswirken. Und wo nicht. Womit wir wieder bei der für den Rennsport ungewöhnlichen Besetzung einer CheffingenieurIN sind. Die dem Audi Slogan „Vorsprung durch Technik“ die nötige Glaubwürdigkeit gibt: Einerlei wer die bessere Kraft ist, sie kommt zum Zuge. Sie. Die Kraft. (*Weiblich!*)

Allerdings könnte die mediale Berichterstattung der Langstrecken-Rennen ein bisschen pfffiger werden. Da sind sich Frager und Befragter einig. Es fehlt zur Zeit noch der rechte Biss. Richtiger: Fehlt! Denn seit 2012 werden von der FIA zum ersten Mal die Rennen von Spa, Sebring, Le Mans, ➔

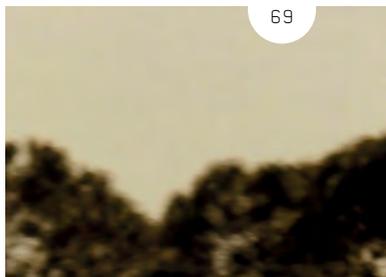
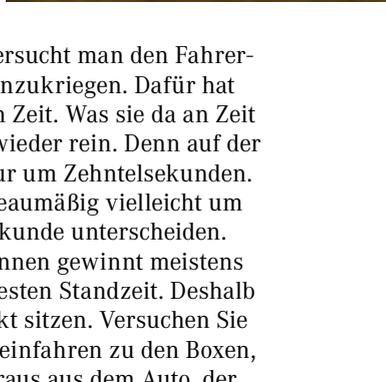
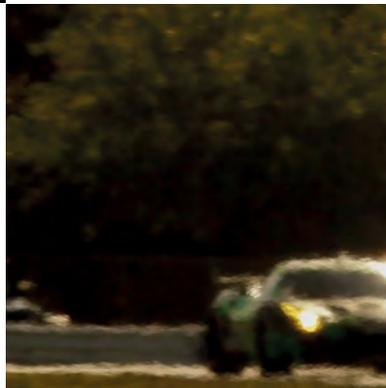
Silverstone, Sao Paolo, Bahrain, Fuji und Shanghai zur „World Endurance Championship“ – kurz WEC – gebündelt. Und nach den Regeln der 24 Stunden von Le Mans ausgetragen. Das wird Fässler und seinen Kollegen eine andere Präsenz in den Medien geben, denn was eine Weltmeisterschaft ist, weiß jeder. Und was Sportwagen sind auch.

Le Mans für alle

Wie lief das letzte Rennen in Le Mans eigentlich ab? Auf der Fahrerseite. Keiner weiß es besser als der letztjährige Gewinner: „Es war unglaublich. Ich hatte meine Teile des Rennens bestritten, mich mit den Ingenieuren beraten, mich geduscht und dann begann der Horror. Die letzten sechs Stunden. Sie müssen sich vorstellen, am Ende waren es 14 Sekunden Vorsprung vor dem Zweiten. Nach 24 Stunden! Das ist minimalst – und doch entscheidend! Ich wollte immer einmal in meinem Leben Le Mans gewinnen und habe darauf konsequent hingearbeitet – vom Ende meiner DTM Zeit an. Dann fährst Du mit. Und weißt: In 24 Stunden kann viel passieren. Sehr viel. Aber wenn dein Team als erstes durchs Ziel rast, das ist ... ja, das kann man gar nicht beschreiben. Le Mans ist ein Mythos.“

Ist er bei so einem Rennen die ganze Zeit wach oder ist er so abgebrüht, dass er dazwischen schlafen kann? Er kann. Natürlich. Alles eine Frage der Konzentration. Vielleicht auch der Meditation. Auf jeden Fall hat er es sich antrainiert: „Nach jedem vierfach Stint (*Ein Stint dauert eine Tankfüllung, cirka 45 Minuten, Anmerkung der Redaktion*), steige ich aus, spreche mit meinen Ingenieuren, esse etwas und gehe zur Massage. Danach duschen und eine bis zwei Stunden schlafen. Das ist für mich ganz wichtig. Ebenso eine Viertelstunde Power-Nap VOR dem Rennen. Dann bin ich danach ganz fokussiert und sehe nichts anderes mehr als mein Rennen. Es gibt Fahrer, die müssen immer im Renngeschehen sein. Aber ich habe für mich festgestellt, dass es am besten ist, wenn ich mich zurückziehe und schlafe.“ Die äußere Welt wird - bei aller Techniklust – dabei ganz klassisch und analog durch Ohrstöpsel fern gehalten.

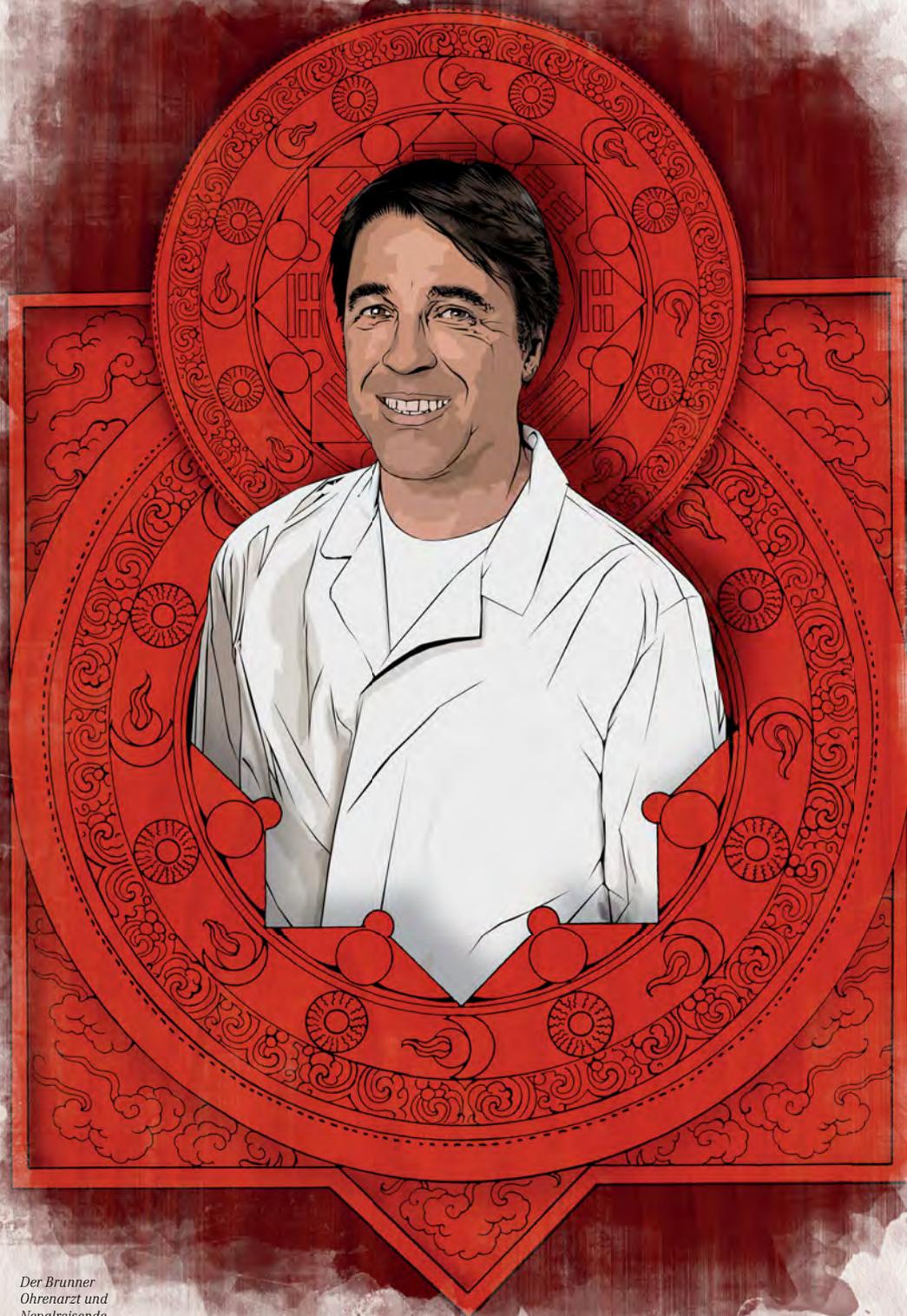
Vier Stunden darf ein Fahrer maximal am Stück fahren, dann muss er raus. Wie findet da der Fahrerwechsel statt? „In Le Mans versucht man den Fahrerwechsel beim Tanken hinzukriegen. Dafür hat man genau 28 Sekunden Zeit. Was sie da an Zeit verlieren, holen sie nie wieder rein. Denn auf der Strecke geht's immer nur um Zehntelsekunden. Weil wir Fahrer uns niveaumäßig vielleicht um höchstens eine halbe Sekunde unterscheiden. Deshalb ist klar: Das Rennen gewinnt meistens der Wagen mit der kürzesten Standzeit. Deshalb muss der Wechsel perfekt sitzen. Versuchen Sie das mal zuhause. Also reinfahren zu den Boxen, tanken, der alte Fahrer raus aus dem Auto, der Neue rein, anschnallen und los. Alles in allem 28 Sekunden. Da kriegen Sie ein gutes Gefühl für das, was bald wieder los sein wird.“ In den Boxen. „Bald“ heißt am 16. / 17. Juni. Mit Marcel Fässler am Steuer – im Wechsel mit seinen beiden Mitfahrern – die dieses Mal ihren Titel verteidigen. Das „Trio rapidement“. In Le Mans. Und wir bei Eurosport. 🍷



Der Vorläufer zum aktuellen AUDI R18 E-TRON QUATTRO 2012 fährt der Diesel erstmals mit Hybridantrieb

Marcel Fässler ist in Gross am Sihlsee aufgewachsen und lebt dort mit seiner Frau und den gemeinsamen vier Töchtern.

my world



Der Brunner
Ohrenarzt und
Nepalreisende
Dr. Lukas Eberle

ILLUSTRATION: Burkhard Nele

AM O(H)RE



WIE LUKAS EBERLE. „SCHWYZER DES JAHRES“ UND ARZT AUS BRUNNEN, KRANKEN NEPALESEN MEHR GEHÖR VERSCHAFFT.

Wer Lukas Eberle zum ersten Mal gegenüber steht, spürt: Hier ist einer, der hat ein Ziel. Und zwar nicht eines, das nur seinem eigenen Wohlstand dient, sondern das Wohl-Sein anderer Menschen im Auge hat. Dabei hat er nichts von einem jovialen Wohltäter oder einem furchtsamen Sich-Sorger. Nein, der Mann ist ein Macher. Ein Gesund-Macher. An seinem Händedruck merkt man auch, dass dieses „gesund machen“ Handarbeit ist. Und weil er in diesem Jahr von den Lesern des „Boten der Urschweiz“ zum Kopf des Jahres gewählt wurde, weiß jeder Schwyzer, dass es sich bei Lukas Eberle um den Hals-Nasen-Ohren-Arzt aus Brunnen (SZ) handelt, der regelmäßig nach Nepal fährt, um dort mit einem Spezialistenteam ohrkranke bedürftige Patienten zu operieren. Alle sechs Monate fährt ein solches internationales Team, bestehend aus Ohrenärzten, Hausärzten, Anästhesisten, Operationsassistenten und Hörgerätespezialisten nach Nepal. Er selbst schafft es, alle zwei Jahre dabei zu sein. In der Zwischenzeit sammelt er das Geld für all die anderen Einsätze.

Wenn er selbst dabei ist, legen sein Team und er los wie immer: Nach der oft beschwerlichen, drei bis vier Tage dauernden Anreise werden in den zur Verfügung bleibenden acht bis elf Tagen zwischen 1000 und 1400 Patienten von ihm und dem Team untersucht und behandelt – davon werden 100 bis 140 am Ort operiert.

Bei 100 bis 140 massiv schwerhörigen Patienten, oft Kindern und Jugendlichen, werden leistungsstarke Hörgeräte angepasst. Das bedeutet, dass oft weit mehr als 100 Patienten täglich untersucht und behandelt werden. Davon werden zwölf bis 20 pro Tag operiert. Das geht von morgens acht Uhr bis manchmal nach Mitternacht. Denn oft sind es sehr komplizierte und heikle Operationen. Einerseits weil der Bereich des Mittel- und Innenohrs sehr klein ist, die anatomische Umgebung dringend geschont werden und extrem präzise gearbeitet muss – unter dem Mikroskop. Andererseits, weil die Erkrankungen der Nepalesen häufig so weit fortgeschritten sind wie man es in der Schweiz nur sehr selten sieht. Denn Ohrerkrankungen werden bei den Menschen, die abseits von den Städten in den entlegenen Regionen Nepals wohnen, gerne auf die lange Bank geschoben.

Wer dort oben schwer hört, mit dem spricht man eben lauter. Und wenn aus einem Ohr Eiter läuft, dann wird es hoffentlich auch mal wieder aufhören. Dass sich dahinter schleichende und ständig schlimmer werdende, sogar lebensbedrohliche Infektionen verbergen können, wissen die Betroffenen meist nicht. Erkrankungen von Händen oder Beinen haben für sie eine höhere Dringlichkeitsstufe. Und so werden Ohrerkrankungen oft Jahre verschleppt und verschlimmern sich teilweise so stark, dass es sogar zu Invaliditätsfällen und schweren Komplikationen kommen kann.

Ein weiterer Grund für diese Verschleppungen liegt auch darin, dass es so gut wie keine Ohrspezialisten in West-Nepal gibt, also dort wo Eberle und andere Spezialisten mit ihren Teams das Nötigste lindern können. Wenn durch Flugblätter, örtliche Gesundheitsposten und das Radio

angekündigt wird, dass wieder die Ohrenärzte des INF (International Nepal Fellowship – das ist die Organisation, für die Eberle arbeitet) anrollen, dann machen sich die Kranken schon lange vor dem Termin auf den Weg, um rechtzeitig am Ort der Hilfe sein zu können. Man muss sich das in Zahlen vorstellen: 1000 bis 1400 Patienten, die untersucht werden wollen (und müssen) machen sich auf den Weg, zusammen mit zum Teil mehreren Familienangehörigen, und sind dann mehrere Tage unterwegs, teilweise nur zu Fuß. Das kommt einer kleinen Invasion gleich, wenn sich da viele Hundertschaften von Menschen um den Gesundheitsposten versammeln, an dem in den nächsten Tagen untersucht und operiert wird.

Bei einem seiner ersten Einsätze in Nepal hatte Lukas Eberle denn auch in den frühen Morgenstunden gedacht - als es noch dunkel und die Sonne nicht aufgegangen war – dass die Geräusche vor dem Haus vom nepalesischen Militär kämen, die um den Gesundheitsposten in Stellung gingen. Schließlich befanden sie sich in einer Gegend des Landes, die von maoistischen Rebellen kontrolliert wurde. Er erkundigte sich vorsichtig bei der schottischen Kollegin, die den gesamten Einsatz koordinierte und sich im Land besser auskannte als er und äußerte seine Vermutung eines bevorstehenden Militäreinsatzes. Daraufhin erhielt er die herzhafte Antwort: „Das sind Deine Patienten, die sich für die ersten Untersuchungen anstellen. Also raus mit euch und an die Arbeit!“

Natürlich haben die Orte, in denen die Krankenstationen liegen, nicht Unterkünfte für solch große Anzahl Menschen. Viele von ihnen finden zwar unkompliziert Unterschlupf bei der Bevölkerung. Doch lagern und wohnen jene, die keine Unterkunft finden oder sie sich nicht leisten können, mit ihren Angehörigen in den Wäldern um das Dorf herum. Sie warten geduldig in diesem „natürlichen Wartezimmer“ auf ihren Termin. So geduldig wie sie sich dabei verhalten, sind sie auch bei der Behandlung. Wer schon einmal eine Mittelohrentzündung hatte, weiß, wie schmerzhaft die sein kann. Doch die Nepali ertragen jegliche Form der Behandlung ohne mit der Wimper zu zucken. Die Ohrenoperationen, bei denen für die erfolgreiche vollständige Entfernung der Entzündungsherde nicht selten kindsfaustgrosse Defekte in den Schädelknochen gebohrt werden müssen, werden in örtlicher

Betäubung unter zusätzlichen intravenösen Gaben von Beruhigungsmitteln vorgenommen. Und das bei Kindern von acht Jahren an! „Angst haben viele sicherlich, aber wir geben uns Mühe, sie ihnen zu nehmen,“ so Eberle.

Dennoch hören die kleinen und großen Patienten bei den Operationen an ihrem Kopf die knirschenden und knackenden Geräusche der Operationsinstrumente und des Bohrers und ertragen es standhaft. Das gilt für Männer ebenso wie für Frauen, Jungen und Mädchen. „Dadurch, dass die nepalesischen Patienten mit der örtlichen Betäubung plus Sedation einverstanden und so unglaublich tapfer sind, können wir viel mehr Menschen in der gleichen Zeit helfen, weil wir fast doppelt so viele Operationen am Tag schaffen wie in der bei uns üblichen Narkose,“ erklärt Lukas Eberle. „Bei Vollnarkosen müssten wir zudem mehr Räume und mehr Personal haben, das sich nach der Operation um die Patienten kümmert. Trotzdem geht es mir wie jedem Westler: Ich bewundere die Geduld und den Gleichmut der Nepali mit der sie all das ertragen. Aber für die meisten lohnt es sich am Ende. Denn viele können danach zum ersten Mal seit sehr langer Zeit überhaupt wieder hören. Und der auch für die Umgebung sehr unangenehme chronische Eiterfluss aus dem Ohr kann praktisch immer durch den Eingriff endgültig gestoppt werden.“

Zudem werden die Eingriffe durch sehr erfahrene Chirurgen auf dem gleich hohen technischen Niveau durchgeführt wie in der Schweiz. Von den anderen Kollegen, die vor allem aus England, USA, Australien und Neuseeland kommen, habe ich schon unglaublich viel gelernt, was mir dann wieder hilfreich ist bei der Behandlung meiner Patienten hier in der Schweiz. Diese Einsätze sind also nicht einfach nur selbstlose Nächstenliebe sondern eine richtige Win-Win-Situation! “

Auf den Fotos ist zu erkennen, dass nicht unter wirklich sterilen Bedingungen operiert wird. Dennoch sind postoperative Infektionen oder Komplikationen nicht häufiger als in unseren Breitengraden dank der guten Durchblutung des Kopfes, die vor Entzündungen schützt. „Trotzdem wäre es natürlich besser, wenn man ein vernünftiges Krankenhaus in der größten Stadt der Region, in Pokhara, hätte. Das ist auch unser nächstes Ziel.“ Dazu später mehr.

OBEN: Dr. Eberle bei der Arbeit

UNTEN: Die Schwester zeigt stolz einen der kleinen Helden



519

„Diese Einsätze sind nicht einfach nur selbstlose Nächstenliebe sondern eine richtige Win-Win-Situation!“

Wie geht es den behandelnden Ärzten, wenn sie zwölf bis sechzehn Stunden am Stück arbeiten und operieren? Das muss doch ungemein erschöpfen. „Nein, ganz im Gegenteil,“ korrigiert Lukas Eberle. „Die Arbeit ist sehr spannend, faszinierend und befriedigend. Man ist so voller Adrenalin, dass ich manchmal sogar noch nach Mitternacht weiter machen könnte. Außerdem lernt man auch fachlich sehr viel. Denn solche komplizierten Erkrankungen wie in Nepal gibt es bei uns gar nicht mehr. Das einzige, ➔

UNTEN: Lukas Eberle
bei Reis mit Linsen

RECHTS: Die Patienten
nach Eberle's getaner
Arbeit



„Dhal bat“ ist Reis mit gekochtem Gemüse. Aber nicht überall wird es so schmackhaft und würzig zubereitet wie in einem hiesigen Asienrestaurant. Nein, das originale nepalesische „dhal bat“ besteht in der Regel aus eher klumpigem Reis mit zercohtem Gemüse wie zum Beispiel Linsen. Davon ernähren sich 98 Prozent der nepalesischen Bevölkerung auf dem Lande. Diese Mangelernährung und der damit verbundene Vitaminmangel ist, neben den zum Teil prekären hygienischen Verhältnissen, einer der Gründe für die vielen Erkrankungen, unter denen die Bevölkerung leidet. Und die verbrauchte Energie bringt „dhal bat“ auch den Operateuren, Schwestern und Ärzten nicht zurück. Deshalb hat Lukas Eberle auf jeder Reise einen ganzen Rucksack voll mit Leckereien aus der Schweiz dabei,

so um die 15 Kilogramm! Alle möglichen Sorten feiner Schokoladen, Guetlis und andere Süßigkeiten, Trockenfrüchte, Salami, als kulinarischer Höhepunkt eine Bündner Nusstorte und was nie fehlen darf – eine Flasche heimischer Kirsch oder eine andere hochprozentige Überraschung. Damit gelingt es an so manchem Abend die Stimmung im Team hochzuhalten. Und bei manch tapferem nepalesischen Kind ebenso, wenn es mit einer süßen Aufmerksamkeit belohnt wird. Der Rucksack und dessen großzügiger Einsatz haben Lukas Eberle im Team den Namen „chocolate man“ eingebracht.

Weil wir gerade bei den Köstlichkeiten aus der Heimat sind, will der Berichtstatter wissen, ob der Brunner Doktor denn auch Parallelen zwischen den nepalesischen Patienten und seinen eigenen daheim ausgemacht hat? „Es gibt schon gewisse Ähnlichkeiten mit denjenigen Patienten hier in Schwyz, die bodenständig und urchig leben – und zwar sehr positive. Im Sinn von grundsätzlicher Zufriedenheit und Naturverbundenheit. Auch sie kommen nur zum Doktor wenn Not am Mann ist, haben ein gutes Verständnis für die ärztlichen Ratschläge und

„Ich bewundere
die Geduld und
den Gleichmut
der Nepali“

REISE 3-4 TAGE

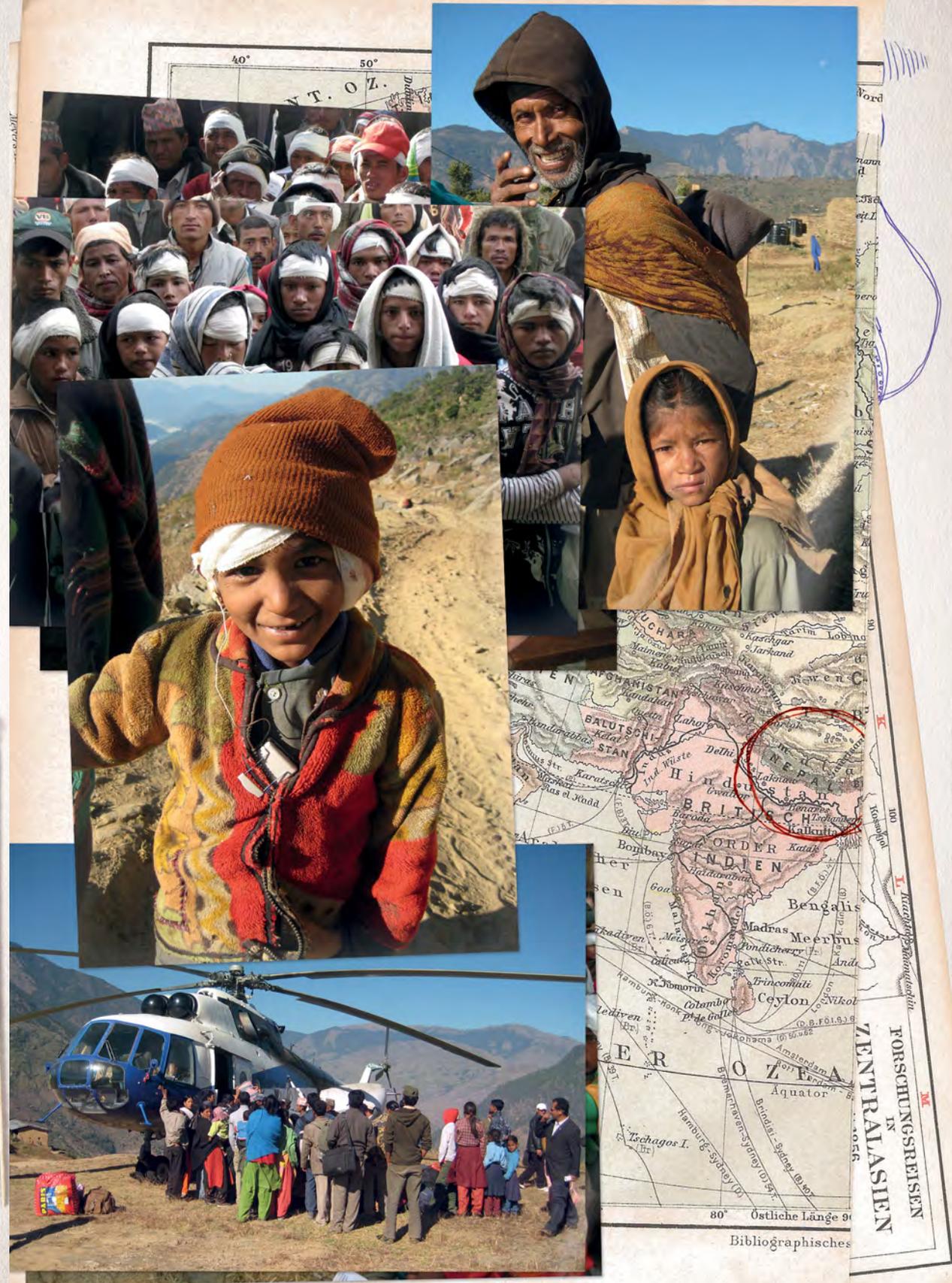
VOR ORT 8-11 TAGE

PATIENTEN 1000-1400

DAVON OP'S 100-140

⇒ ÜBER 100 PATIENTEN TÄGLICH
DAVON 12-20 OP'S PRO TAG

was für gewisse Teammitglieder, mich eingeschlossen, gelegentlich strapaziös und gewöhnungsbedürftig ist, ist das Essen und nicht selten auch dessen Auswirkung auf unseren Magen-Darm-Trakt! Denn neben dem täglichen „dhal bat“ ist in bestimmten Einsatzorten auch das restliche Nahrungsangebot oft nicht das, was man sich nach einem strengen Arbeitstag so wünschen würde!“



& Wartezimmer



haben Vertrauen zu dem, was der Arzt für sie tut. Das ist in jedem Land dieser Welt eine gute Voraussetzung für eine erfolgreiche Behandlung.“

Zwischen seinen Einsätzen sammelt der Doktor Geld, um die großartigen Hilfseinsätze der internationalen Ärzteteams alle sechs Monate zu finanzieren. Seine Frau Rita unterstützt ihn dabei tatkräftig im Hintergrund. Sie erledigt den Bärenanteil der Stiftungsarbeit: Die Verwaltung der Spendengelder, das Danksagen dafür und die Finanzierung der Ohrchirurgiecamp.

Übrigens ist wichtig zu wissen, dass jedes Teammitglied, das nach Nepal fährt, nicht nur kostenlos arbeitet und oft den Urlaub dafür verwendet, sondern dass auch Flug, Kost und Logis und alles andere aus eigener Tasche bezahlt wird. Nur durch dieses großzügige Engagement aller Teilnehmer kann jeder gespendete Franken zu 100 Prozent den Kranken in Nepal zugutekommen.

Und noch etwas ist erwähnenswert: Auch die Familien der Teammitglieder machen mit, nicht zuletzt dadurch, dass sie auf ihre Partner, Väter und Mütter für diese Zeit verzichten. Viele leisten darüber hinaus Großartiges im Stillen, damit das Projekt in die Tat umgesetzt werden kann. Deshalb ist es Lukas Eberle wichtig, immer wieder zu betonen, dass er nur ein kleines Rädchen in diesem Uhrwerk ist und dass seine Teams eingebettet sind in das große Projekt der "International Nepal Fellowship". Trotz dieser Bescheidenheit ist es nicht verkehrt auf einen solchen Bürger stolz zu sein – was die Schwyzer sind, was an der Wahl zum „Kopf des Jahres“ zu erkennen ist.

Nach all den Jahren, in denen Lukas Eberle die Hilfe für Nepal finanzieren hilft und begleitet, hat das internationale Ohrchirurgieteam ein neues Projekt im Fokus: Es will über die immer wieder stattfindenden, zeitlich begrenzten Einsätze hinaus eine dauerhafte und in West-Nepal ansässige Hilfsstation errichten. Genauer gesagt ist der Bau einer Ohren-Klinik in Pokhara – der Stadt in Nepal, wo das INF seinen

OBEN: Das Wartezimmer für die Nachuntersuchung

UNTEN: Trotz 14 Stunden Arbeit strahlende Gesichter bei den Helfern



Rezeption

FÜR EINE UNTERSTÜTZUNG DIESES PROJEKTES GIBT ES DREI GUTE GRÜNDE:

Erstens geht JEDER gespendete Franken zu 100 PROZENT in die Hilfe. Es fallen keine Verwaltungskosten an. Aus einem Schweizer Franken kann in Nepal Hilfe geleistet werden, die hier 100 Franken kosten würde. Die Gesamtkosten für ein Ohrchirurgiecamp (mit den Medikamenten und Behandlungen für bis zu 1400 Patienten, bis zu 140 Hörgeräteversorgungen und bis zu 140 Ohroperationen sowie Spesen und Löhne der zehn bis 15 nepalesischen Mitarbeiter) entsprechen den Kosten von cirka drei Ohroperationen oder sechs Hörgeräten in der Schweiz...!

Zweitens kann jede Spende steuerlich geltend gemacht werden. Die Stiftung ist offiziell anerkannt.

Drittens hat Lukas Eberle in all den Jahren so viel Solidarität und Unterstützung in Schwyz erhalten, dass er von der Großherzigkeit seiner Schwyzer ganz begeistert ist.

Hauptsitz hat – beschlossene Sache! Das Land dazu wurde von der INF zur Verfügung gestellt, die Baupläne sind gezeichnet, die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren. In Pokhara soll kranken Nepalesen auch dann geholfen werden, wenn gerade keine Spezialisten mit einem Ohrchirurgiecamp unterwegs sind. Außerdem können so die Gerätschaften in der Zwischenzeit genutzt werden, die bei den regelmäßigen Hilfseinsätzen eingesetzt werden. Viele wurden aus Schweizer Hilfsgeldern finanziert und zum Teil von Eberle ins Land gebracht.

Die Klinik wäre einzigartig im ganzen Land, ein ständiger Anlaufpunkt für Kranke aus ganz West-Nepal und vielleicht darüber hinaus. Schließlich soll sie als Stützpunkt dienen, wenn die Ärzteteams auch weiterhin in die abgelegenen Regionen aufbrechen, um denjenigen zu helfen, die den weiten Weg nach Pokhara nicht schaffen. Denn die Außeneinsätze sind nicht nur bisher notwendig gewesen, sie werden es auch in Zukunft bleiben und eine notwendige Ergänzung für die ärztliche Versorgung in Nepal sein.

Die aktuell berechneten Kosten für eine solche Klinik belaufen sich auf eine Million Franken. Das ist im Vergleich zu den vielen Millionen schweren Nachtragskrediten Schweizer Kliniken ein sehr „übersichtlicher“ Betrag. Dennoch will diese Summe aufgebracht sein, weshalb sich Lukas Eberle jetzt auch an größere Sponsoren wenden will.

Wer deshalb die Arbeit und das große Ziel des Teams mit Lukas Eberle unterstützen will, sollte – wenn er es sich leisten kann – spenden. 🇨🇭

Wer mehr über Lukas Eberles Arbeit erfahren will, kann auf seiner Homepage Videos seiner letzten Reise anschauen und sich so selbst einen Eindruck machen, wie er und sein Team arbeiten – und unter welchen Bedingungen sie vielen Menschen helfen:

www.halsnasenohrenarzt.ch
(dort "Nepal" anklicken)

HIER DAS SPENDENKONTO
BEI DER RAIFFEISENBANK
WALDSTÄTTE, 6440 BRUNNEN

CH15 8135 8000 0047 6675 3
LUKAS EBERLE
STIFTUNG OHRCHIRURGIE
NEPAL
BAHNHOFSTR. 31
6440 BRUNNEN

„NIEMAND HAT SO VIEL GELD, DASS ER UNS DEN SPASS AN DER ARBEIT VERDERBEN KÖNNTE!“

SAGT URS BÖHLER, CHEF DER PFÄFFIKONER EDELUHRENSCHMIEDE – UND MEINT ES GENAU SO.

von *Andreas Lukoschik*

Kaum zu glauben, dass am Anfang der Karriere dieses ruhig und bedächtig formulierenden Mannes ein Rauschmiss stand. Und doch war es so. Denn der junge Tontechniker Urs Böhler verkündete vor 30 Jahren vollmundig vor versammeltem Team, er verdiene mit Nebenjobs mehr als seine beiden Chefs beim Schweizer Fernsehen. Unglücklicherweise standen sie dabei direkt hinter ihm – und setzten ihn prompt vor die Tür. Ein Schritt, für den er ihnen auf ewig dankbar ist. Denn kurz darauf, traf er seine spätere Frau. Die hatte ihre Optikerlehre abgebrochen und stand ebenfalls vor dem Nichts. Also dachten beide darüber nach, wie sie – weitgehend mittellos, der junge Böhler verdiente wenig und gab viel aus – ihre Zukunft in Angriff nehmen wollten. Sie setzten sich hin und bastelten Schmuck für den Kunsthandwerksmarkt an Zürichs Rosenhof. Dort verkauften sie auf einem halbquadratmetergroßen Tuch am Boden sitzend ihren Schmuck aus unedlen Metallen. Der „Stand“

war so klein, dass sie noch nicht einmal Miete zahlen mussten. Das war gut so, denn Geld hatten sie (noch) keines – wohl aber Erfolg.

Wenig später bezogen sie ihren ersten Laden, den sie ironisch „Comme les Millionnaires“ nannten. Also „wie die Millionäre“ – womit sie sich selbst auf den Arm nahmen. Eine Haltung, die sich Böhler bis heute bewahrt hat – und dennoch mit voller Kraft auf sein Ziel hinarbeitet. So mussten sie sich schon bald von dem „comme“ trennen, weil sie nur noch edelste Metalle und Edelsteine verarbeiteten – und den Eindruck vermeiden wollten, all das sei nicht echt. Das war vor 29 Jahren. Inzwischen haben sie seit 13 Jahren auf Zürichs Bahnhofstraße ein Geschäft, Kunden aus aller Welt – und ihren Firmensitz in Pfäffikon.

Zum Gespräch kommt Urs Böhler im Bentley. Er freut sich diebisch, dass sein Chauffeur frei hat: „Da kann ich dieses wundervolle Fahrzeug auch mal selbst fahren.“ Wir sind verabredet, weil ich mehr über sein jüngstes Baby erfahren will – die Uhrenkollektion von „Les Millionnaires“. Die hat er als zweites Bein der Marke aufgestellt, als während der Krise die Umsätze zurück, die Mieten an der Bahnhofstrasse aber steil nach oben gingen. Eine Strategie, die sich als erfolgreich erweist, weil er viele Uhrenkunden aus der Klientel seiner Schmuckkunden



ILLUSTRATION: Burkhard Nette

Urs Böhler, CEO der Edeluhrschmiede „Les Millionnaire“

abholen kann. Denn „Les Millionnaires“-Uhren sind anders, was an Böhlers Ehefrau Francine liegt. „Ich arbeite mit meiner Frau jetzt seit 29 Jahren zusammen“, sagt er begeistert, „wir inspirieren uns gegenseitig wie eh und je. Meine Frau ist dabei so rasant, und zeichnet so sensationell, dass es bei einer neuen Idee keine Stunde dauert, dann hat sie jede Menge Zeichnungen realisiert und Ideen für die Gestaltung. Ich bin nur eine Art Katalysator und sage bei dem Prozess irgendwann einmal: JETZT ist es fertig.“

Bei Formfindungsprozessen werden im Hause Böhler übrigens prinzipiell keine polierten Flächen verwendet. „Das hat seinen Grund“, sagt Böhler mit seinem charmant-selbstironischen Lächeln. „Eine Uhr mit Erhöhungen und Vertiefungen verändert sich mit dem Tragen viel weniger als glatt polierte Stücke.“ Sagt es und zeigt auf meine zwanzig Jahre alte Novocento von IWC: „Die ist nicht mehr so hoch glänzend wie zu dem Zeitpunkt, als Sie sie gekauft haben. Das lässt sich auch nicht vermeiden, weil beim Tragen immer winzig kleine Kratzer auftreten. Unsere Uhren verkratzen nicht, sondern legen aufgrund ihrer strukturierten Oberfläche, ihrem Spiel aus Licht und Schatten und den organisch, natürlichen Formen an Ausstrahlung zu. Deshalb gibt es bei uns auch keinen sichtbaren Alterungsprozess.“ Das kann man mögen oder nicht – ein bedenkenwerter Aspekt ist es allemal.

Stellt sich die Frage, woher seine Frau die Ideen für Ihre barock-verspielte Formensprache bezieht? „Aus Märchen und Geschichten ihrer Kindheit“, weiß ihr Mann, „manchmal auch aus Filmen, die sie mag. Wissen Sie, wir sind ja keine gelernten Goldschmiede – und das ist von Vorteil. Denn wir gehen ganz anders damit um – und entwerfen nicht in einer Ästhetik, wie es schon die Meister der heutigen Goldschmiede vor fünfzig Jahren gemacht haben. Wir denken

jedes Objekt immer ganz neu. Das lieben meine Frau und ich sehr. Zumal es eine Gemeinsamkeit bei unsrer Formensprache gibt: Es ist das Meer – und die Welt unter Wasser.“ Vielleicht liegt es an den drei Jahren, in denen der Einhandsegler Urs Böhler vor einigen Jahren zusammen mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter in der Welt herumgesegelt ist. Inzwischen geht das zwar nicht mehr, jedoch ist sein Sohn heute in einem Alter, in dem er seinen Vater bei kürzeren Segeltörns ab und an begleitet. Was den Vater freut und stolz macht.



Das Modell „Poseidon“ mit integriertem Kompass (ab 25.000 CHF)

Zurück zu den Zeitmessern und der Frage, für wen sie gedacht sind. Dazu Böhler: „Sehen Sie, der Präsident von Tschetschenien, Ramsan Kadyrow, hat uns eingeladen, 50 Golduhren zum Thema Tschetschenien zu entwerfen. Das machen wir natürlich. Ebenso wie den Auftrag aus Russland, eine Gagarin- und Sojus-Uhr zu entwerfen.“ Was einerseits für das Verhandlungsgeschick Böhlers spricht und andererseits der Grund dafür ist, dass er am Tag nach unserem Gespräch nach Moskau fliegt, um solche Projekte an Ort und Stelle zu besprechen.

So viel Unternehmergeist nötigt einem Respekt ab und wirft die Frage auf, wie er es hinkriegt, dass solche Aufträge bei ihm landen? „Unsere russischen Kunden kennen uns schon seit über zwanzig Jahren durch unsere ganz eigene Designkultur beim Schmuck und unser Geschäft an der Bahnhofstrasse 44. Das sind Kunden, die damals schon Cartier, Bulgari und Chopard zur Genüge in ihren Safes hatten und etwas Einzigartiges wollten. Und zwar wörtlich. Denn ein Einzelstück gibt es nur einmal. Und nicht `einmal pro Filiale` - wenn Sie verstehen, was ich meine. Und genau das bekommen unsere Kunden, die damals schon reich waren und heute in der Pyramide der Gesellschaft noch weiter emporgestiegen sind. Es ist schön, wenn man

feststellen darf, dass einem seine Kunden treu geblieben sind. Manchmal mit schon fast familiärer Zuneigung.“

Und wie soll es weitergehen, wenn man so weit vorangekommen ist? „Wir haben die Marke „Les Millionnaires“ bereits jetzt in vielen Ländern schützen lassen und werden im nächsten Schritt in den noch ausstehenden Ländern nachlegen. Denn das Ziel ist es, aus „Les Millionnaires“ eine Uhrenweltmarke zu machen. Was ein Millionär ist, versteht jedermann in der ganzen Welt.“ Spricht's und zeigt wieder dieses schelmisch-charmante Lächeln.

Aber wie kam die Weltmarke in spe nach Schwyz? „Nun,“ sagt Böhler und dabei verschwindet zum ersten Mal der freundliche Zug um seine Augen, „ich hatte meine Firma eine ganze Zeit lang in Zürich. Aber als mich eines Tages ein 30jähriger Steuerbeamter fragte, warum ich denn im Suvretta Haus meine Kunden bewirte, und an der Bahnhofstrasse 2 Parkplätze habe, obwohl ich doch genauso gut mit dem Tram zur Arbeit fahren könnte, da habe ich mich so geärgert, dass ich gesagt habe: Jetzt reicht's. Eine Woche später bin ich hierher nach Pfäffikon umgezogen. Mit der gesamten Firma. Und das habe ich keine Sekunde bereut. Wissen Sie ein Beamter, der noch nie etwas Konstruktives gemacht hat, sondern immer nur andere kontrolliert, will mir sagen, wie ich mein Geschäft zu führen habe? Ohne mich.“

Andersherum gesehen: Wo passiert es denn noch, dass man einen Dankesbrief von der Kantonsregierung bekommt, weil man Arbeitsplätze geschaffen hat? Ich sag's Ihnen. In Schwyz.



Schmuck aus der aktuellen Kollektion von „Les Millionnaires“. FOTOS: Filipa Peixeiro

Es geht also nicht um die niedrigen Steuern – die sind natürlich wirtschaftlich interessant – aber Steuern zahlen muss man überall, schließlich müssen die Schulen, das Gesundheitssystem und all das bezahlt werden. Aber es geht dabei genauso um Respekt und Wertschätzung der Menschen, die in dem Kanton Steuern zahlen. Deshalb bin ich gern in Schwyz.“

Tja, wem die Stunde schlägt – der trägt eine Uhr von „Les Millionnaires“. In Schwyz oder dem Rest der Welt. 📍

MY FACE, LOOK!

AUF DIESER DOPPELSEITE SOLLTE EIN PORTRÄT IHRES KOPFES ERSCHEINEN!

WARUM?

*Weil die Summe seiner Köpfe
dem Kanton sein Gesicht gibt!*

Deshalb sollen ab der nächsten Ausgabe hier die

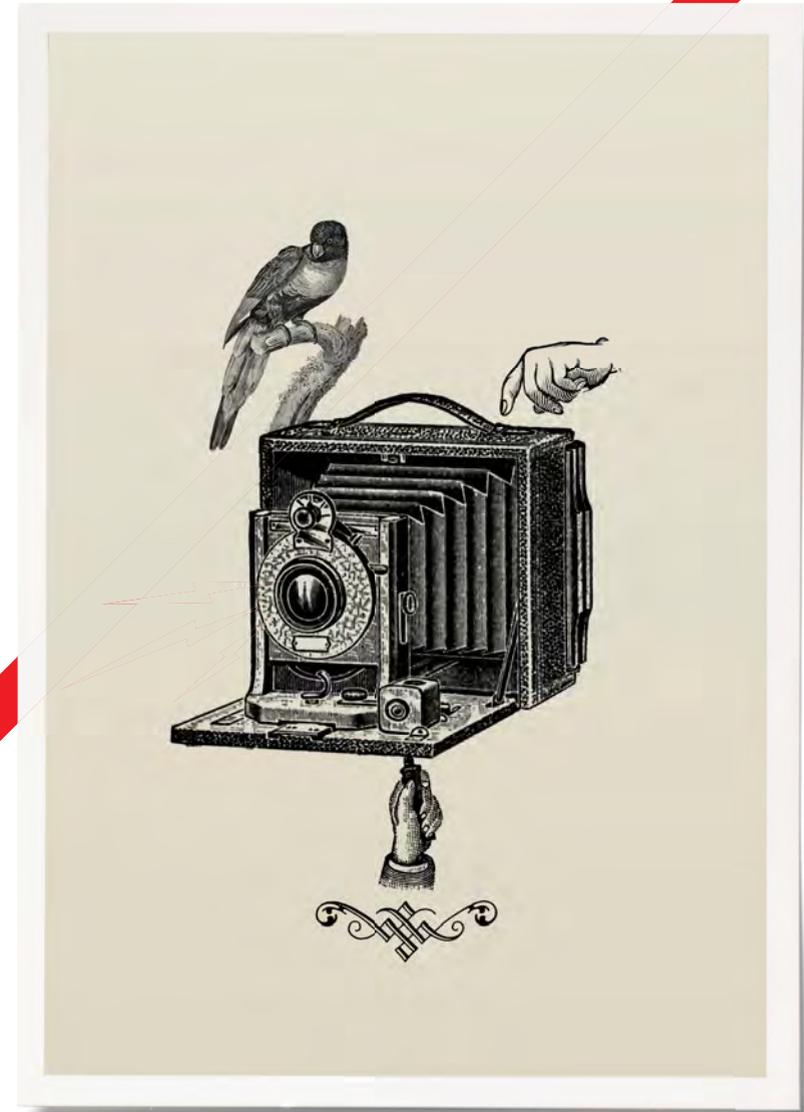
Urchigsten, Schönsten, Klügsten, Raffiniertesten, Weitest Gereisten,
Volkstümlichsten, Weiblichsten, Witzigsten, Männlichsten, Nettesten,
Charmantesten, Ältesten, Jüngsten,...

kurzum alle aus dem Kanton Schwyz mit einem Porträt zu sehen sein, die
ihrem Kanton ihr Profil geben wollen.

Schicken Sie deshalb ein Porträt als jpg (das ist das Datei-Format Ihres Foto-
apparates) mit Ihrer Adresse (damit wir wissen, dass Sie auch wirklich in SZ
leben) an:

y-mag@amadeus-ag.com

Wir suchen daraus die Fotos aus, die im nächsten
Heft hier abgedruckt werden, und im Nächsten
und Übernächsten und so weiter.



Setzen Sie sich für
Ihren Kanton in
Szene!

HAUPTSPONSOR

Schwyzer Kantonalbank SWISSLOS

01 PFÄFFIKON

SWISS CASINOS Pfäffikon-Zürichsee Cevian Capital CIGIS MANAGEMENT glesinger gloer lanz & co.

02 WOLLERAU

MIT-GROUP PROMAN

03 LACHEN 04 SCHINDELLEGI

GUTENBERG KÜHNE-STIFTUNG KÜHNE + NAGEL
groth | grin | mailing

05 EINSIEDELN 06 STEINHAUSEN

STEINEL SOLUTIONS NEUROTH
Besser Hören. Besser Leben.

07 KÜSSNACHT 08 GOLDAU

Christen GARAVENTA

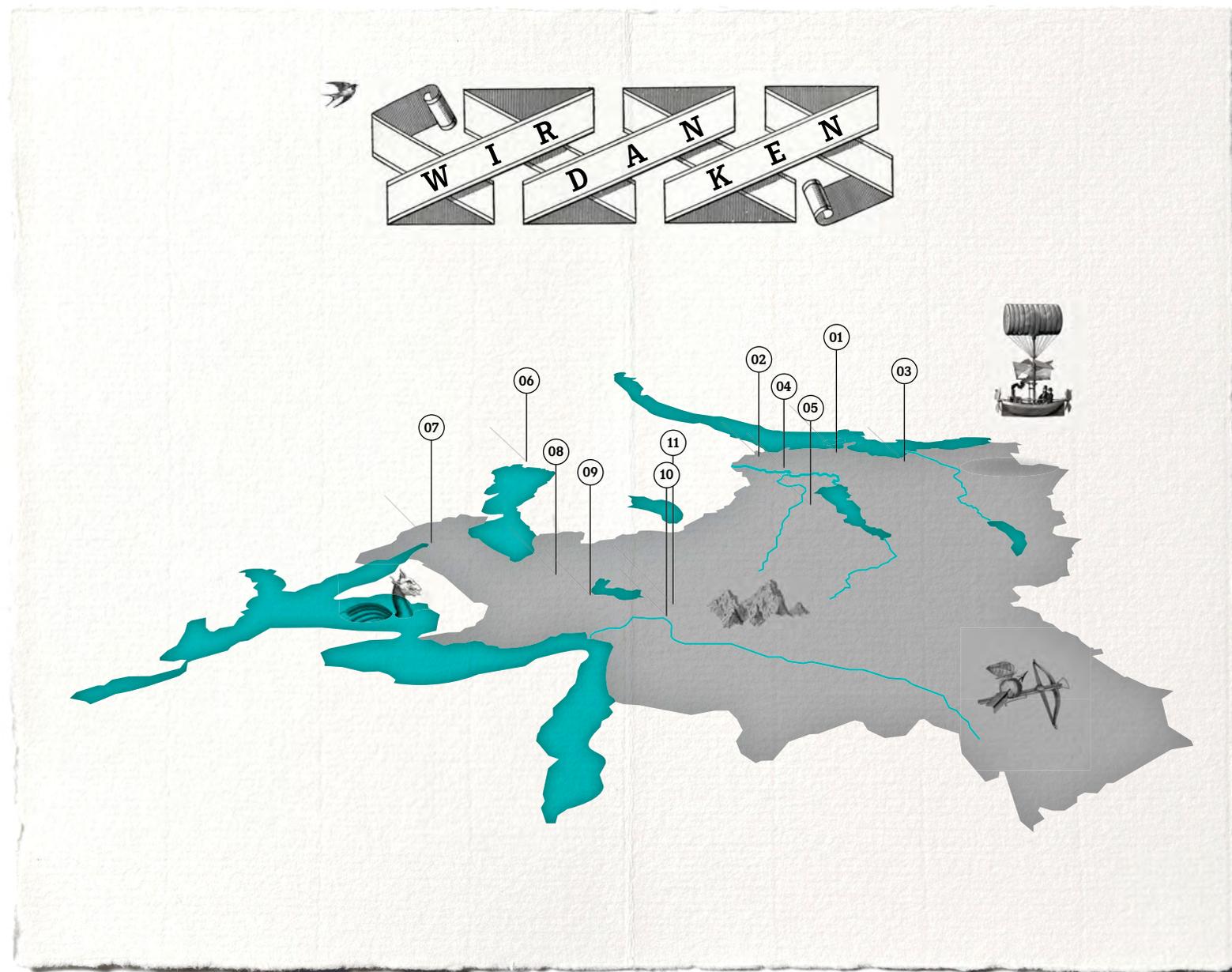
09 LAUERZ 10 IBACH-SCHWYZ

Schaubrennerei Z'GRAGGEN VICTORINOX

11 SCHWYZ

Mattig-Suter und Partner Schwyz Treuhand- und Revisionsgesellschaft Felchlin SWITZERLAND

Schwyz CONVISA 1960 2012 teiico



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CGS MANAGEMENT · Private Equity · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KÜHNE + NAGEL INTERNATIONAL AG · Logistik- und Transportunternehmen · Schindellegi | KÜHNE STIFTUNG · Schindellegi | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | →

NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | SCHAUBRENNEREI Z'GRAGGEN · Brennerei · Lauerz | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | TELLCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz

An aerial photograph of a mountain valley. In the foreground, a steep, rocky mountain slope with sparse green vegetation and dark evergreen trees descends towards the valley. The middle ground features a wide, green valley floor with a small town and a winding road. A large, calm lake is visible in the distance, nestled between mountain ranges. The background shows more mountain peaks under a clear blue sky with wispy white clouds. The text 'the region by' is written in a white, cursive font in the center of the image.

*the
region
by*